Naturhistorische

Reise

nach der

westindischen

Insel Hayti.

Naturhistorische
Reise
nach der
westindischen
Insel Hayti
auf
Kosten Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich,

von
Karl Ritter,
Gartendirector in Ungarn und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Mit lithographirten Abbildungen.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1836.

Vorrede.

Das lebhafte naturhistorische Interesse, welches die reichen Sendungen aus Brasilien erregt hatten, veranlaßte den durch seine großartigen überseeischen Unternehmungen, und durch Ausführung so mancher patriotischen Zwecke rühmlichst bekannten Hrn. Frhrn. Joseph v. Dietrich, Allerhöchst Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich, bei Gelegenheit seiner merkantilischen Handelsunternehmungen nach den westindischen Inseln, sein Schiff zur Ueberbringung naturhistorischer Gegenstände auch aus diesem Theile unserer Erde anzubieten, welchen Antrag Höchstdieselben huldvollst anzunehmen geruhten.

Vor Begierde brennend, mein Wissen im Gebiete der Naturkunde zu erweitern, und namentlich die Tropen-Natur mit ihrer üppigen, überströmenden

Fülle zu durchforschen, vernahm ich mit dem größten Enthusiasmus den Allerhöchsten Entschluß, in Folge dessen ich zu dieser, im Interesse der Wissenschaft unternommenen Sendung bestimmt wurde.

Um auf Hayti meinen Zweck zu begünstigen, wurde mir von dem k. k. Naturalienkabinet eine Sammlung inländischer Naturalien aus sechs Kisten bestehend für Christoph mitgegeben; ob der Erfolg der Erwartung entsprochen, darüber das Nähere bei Erzählung meiner Ankunft auf Hayti.

Wien.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Abfahrt von Triest. — Sturm. — Neptunsfest. — Meteorstein. — Ankunft auf Hayti. — Bureaux des Grafen Limonade und des Baron Dupuy. — Aufstellung der als Geschenke mitgebrachten Naturalien in Sans=Souci. — Christophs feierlicher Kirchenzug.

Am 5. Februar 1820 lichteten wir in Triest unter dem englichen Capitän Jean Smard (Schiff Esches) die Anker, und stachen bei günstigem Wetter in See, so daß wir uns am 12. an der Küste von Sicilien befanden, und den weit über die Küsten hervorragenden Berg Aetna, dessen Haupt mit Schnee bedeckt und von der Sonne beleuchtet war, bewunderten. Nachdem wir einen starken Sturm, der sich am 15. erhoben, glücklich bestanden hatten, segelten wir am 18. an der Bai von Tunis, etwa in einer Entfernung von 40 englischen Seemeilen vorbei, und erreichten drei Tage darauf, am 21. nach einem zwischen den Inseln Pandalaria und Bidosa abermals glücklich bestandenen furchtbaren Orkan, am 1. Merz die Küsten von Malaga.

Den 5. näherten wir uns der Meerenge von Gibraltar, wo wir im Hafen Trinkwasser, Fleisch, Gemüße und Pomeranzen faßten. Erst den 8. war es uns möglich bei Nordostwind die Anker zu lichten, und bald hatten wir das Cap Trafalgar vor Augen, welches durch den Heldentod, den

der große Nelson dort erlitten, ewig denkwürdig bleibt. Den **12.** drohte uns eine große Gefahr. Bekanntlich entstehen zu Zeiten auf dem Ocean, sogenannte Stoßwinde, welche die Engländer Squalls nennen, und die für die Schiffe äußerst gefährlich sind, weil sie meistens ohne Vorboten sich erheben. Es thürmte sich nämlich im Norden ein dunkelgrauendes Gewölke auf, der Capitain sah stutzig auf, ahnte jedoch keine Gefahr. Das Schiff rauschte in vollem Segel über die Wellen, als plötzlich ein schauerliches Geprassel und schmetternder Donner uns in Schrecken versetzte. Alles stürzte aufs Verdeck und siehe — beide Masten sammt Segeln lagen im Meere. Der Stoßwind war nunmehr vorbei, und es wehte wieder Nordost. Trostlos war unsere jetzige Lage, da wir uns der unentbehrlichsten Mittel zur Fortsetzung der Reise beraubt sahen. Indeß war die Ansicht des Capitains immerhin erheiternd, welcher glaubte, daß, wenn die Masten nicht gebrochen wären, das Schiff rettungslos unter Wasser gedrückt worden wäre. Zwar war der Hintermast unversehrt stehen geblieben; da derselbe jedoch nicht mehr als zwei Segel hatte, so fingen die Matrosen an, die Segelstangen aus dem Wasser herauszuziehen, so daß am 15. das Schiff schon wieder in vollen Segeln prangte. Wir sahen ganze Inseln von fucus natans (Seetang), welche unser Schiff umzogen. Unter diesem Seetang verbarg sich eine Menge kleiner Krabben, unter andern die in naturhistorischer Hinsicht merkwürdige Seeblase (Holoturia). Wir segelten weiter auf Madera zu, das wir in einer Entfernung von 50 Seemeilen am 18., wie aus düsterm Gewölke, ansichtig wurden.

Am **26.** fuhren wir über die Linie, wo wir das bekanntlich bei den Seefahrern übliche Neptunsfest mitmachten. Schon die ganze Nacht hatten die Matrosen an der Mummerei gearbeitet. Bei Tagesanbruch stieg der Meeresgott Neptun mit seinem Gefolge am Vordertheil des Schiffes

empor; sein Wagen wurde durch eine Lavette vorgestellt, die von seinem Gefolge gezogen ward. Bei der Cajüte angekommen, wünschte Neptun dem Capitain einen guten Morgen, und überreichte ihm auf seinem Dreizack einen Häring. Auf die Frage des Gottes, ob der Capitain viele Kinder am Bord habe, welche die Linie noch nicht passirt hätten, antwortete der letztere, ja. Inzwischen waren wir Reisende in die Cajüte eingeschlossen, konnten aber durch das obere Fenster Alles beobachten. Sodann wurde einer um den andern herausgelassen. Durch ein gutes Trinkgeld, welches Neptun erhielt, kamen wir, nachdem er uns einen Kuß gegeben, unangefochten durch. Aber ganz anders erging es den jungen Matrosen im untern Schiffsraum. Einer um den andern wurde mit verbundenen Augen hervorgenommen, sofort auf den Neptunswagen gesetzt, unter Jubelgeschrei im ganzen Gesicht mit Pech und Fett geschmiert, mit mehreren Eimern Wasser begossen und endlich, in einem mit Wasser angefüllten Boote auf eine gräßliche Weise gebadet. Diese ganze Scene heißt die Taufe unter der Linie.

Am 5. April ereignete sich ein höchst merkwürdiger Umstand. Das Wetter war schön, der Himmel heiter. Ein sanfter Passatwind blies in unsere Segel, als plötzlich im Osten ein Gewölk aufstieg, welches nach Verlauf einer Viertelstunde in der Richtung von Osten nach Westen, ohne Blitz oder Donner, noch einer sonstigen Erscheinung außer einem starken Regenschauer über unser Schiff wegzog. Mit einemmale fiel ein Stein in der Größe eines Hühnereis dicht bei der Wasserpumpe auf das Verdeck herab; wir alle standen unter der Sonnenplane, hörten den Fall, eilten herbei und fanden zu unserm Erstaunen die Stücke eines nassen, sehr zerbrechlichen Steines, wovon der Capitain ein Stück für das Londoner Museum aufhob. Ich suchte ebenfalls Stücke zusammen, um sie aufzubewahren. Das Schiff befand sich

unter dem 20sten Grad 10 Minuten nördlicher Breite und dem 51sten Grad 50 Minuten westlicher Länge. Das nächste Land lag von uns gegen Westen, nämlich die Antillen. Das Phänomen ereignete sich Morgens 11 Uhr, und dauerte nicht länger als 5 Minuten. Das Schiff segelte nach Westen. Auf Veranlassung eines Briefes vom Direktor des k. k. Naturalienkabinets zu Wien, v. Schreibers, das mir auf Hayti zugekommen, ließ ich mir über dieß Ereigniß ein Beglaubigungsschreiben unsers Capitains ausfertigen*).

Am 12. erscholl noch vor Tagesanbruch vom Mast der Freuderuf: Land! Land! Der Matrose, welcher diese ersehnte Nachricht brachte, leerte hierauf seine Flasche Rum aus, die immer demjenigen zu Theile wird, welcher zuerst Land entdeckt. Kaum war die Sonne über dem Horizont, als das Ziel unserer Fahrt, Hayti vor unsern überraschten Blicken über dem Meeresspiegel emporstieg. Wir steuerten gegen die Küste bis der Capitain das Cap Born erkannte. Dann segelten wir längs derselben am alten Cap Français vorbei. Eine Gebirgskette nach der andern ragte nun vor

---

*) Aus der Untersuchung dieses Steines, die bei meiner Rückkunft in Wien vorgenommen ward, ergab sich, daß demselben die Eigenschaften eines Meteorsteines völlig fehlen, indem er auch nicht einmal die Kruste hat, mit welcher Meteorsteine gewöhnlich bedeckt sind. Dieß führte daher auf die Meinung, daß dieser Stein vielleicht durch irgend einen andern Umstand aufs Schiff gekommen. Wer indeß die Reinlichkeit auf englischen Schiffen kennt, wo jedes Plätzchen täglich gewaschen, und öfters mit Oehl oder Oehlfarbe bestrichen wird, der wird die Unzulänglichkeit dieser Ansicht sehr bald einsehen. Uebrigens ist es mein Grundsatz, nur das zu erzählen und zu behaupten, was ich mit eigenen Sinnen wahrgenommen. Vieles im Gebiete der Physik wird sich noch zeigen und bewähren, was zur Zeit noch unbegreiflich scheint.

uns aus dem blauen Nebel hervor, und verlor sich hinter uns in demselben.

Am andern Morgen, den **14.** gegen **9** Uhr, sahen wir schon die von Christoph auf einem Bergesgipfel erbaute, ringsum mit Gebirgen umschlossene Citadelle Henri. Rechts boten uns die Gebirgsrücken der kleinen Insel la Fortue, links der wie ein Haus gestaltete Berg Monte Christ einen imposanten Anblick dar. Gegen **11** näherten wir uns dem Cap Nicolet, wo das Wasser schon eine grünere Farbe annahm, was ein Zeichen des seichten Grundes ist. Der Capitain pflanzte die Flagge auf, zog die Segel ein, und erwartete den Lootsen.

Der Hafen von Cap Hayti zeigt sich in der Entfernung von einer Stunde fast auf allen Seiten von Felsen und Korallenriffen eingeschlossen, so daß unweit vom Cap Picolet nur ein enger Weg nach dem Hafen führt, dessen Klippen größtentheils unter dem Wasser nur an manchen Orten in langen Reihen etliche Fuß über die Meeresfläche hervorstarren und worüber sich bei ungestümmer See die Wogen mit furchtbarem Getöse hinwegstürzen, wodurch denn schon mancher Seefahrer, am nahen Ziele seiner Reise, im Angesicht der schönen Insel, rettungslos ein Opfer des trügerischen Wassers wurde. Späterhin, bei Gelegenheit meiner Excursionen, werde ich abermals auf diesen interessanten Punkt zurückkommen.

Inzwischen nahmen wir vom Hafen aus ein Boot wahr, das den Lootsen brachte. Wir gewahrten auf demselben vier Negerkinder, nämlich drei Knaben und ein Mädchen, die auf einem kleinen elenden, kaum **10** bis **12** Fuß langen Fahrzeuge ruderten. Der Lootse, ein Mulatte, der gut englisch sprach, stieg an Bord und übernahm sogleich das Commando über die Matrosen. So steuerten wir dem Hafen zu, die

Kinder banden ihr kleines Fahrzeug hinten ans Schiff, und legten sich schlafen.

Wir näherten uns jetzt der Kapstadt, die wie aus der Morgendämmerung ins Tageslicht hervortrat. Das Meer ward immer ruhiger, die Landschaft freundlicher. Eine feierliche Stille stellte sich ein, selbst jenes Brausen über den erwähnten Korallenriffen hörte man nicht mehr. Ein sanfter Zephyr trieb die kräuselnden Wellen spiegelnd am Schiffe vorüber. Von Fischernachen umschwärmt, hatten wir endlich das Ziel unserer Reise erreicht, und Punkt 12 Uhr wurde Anker geworfen.

Ein kleiner Umblick von dem Punkte unserer Landung dürfte um so interessanter seyn, da er zur Vollendung unseres Gemäldes nothwendig gehört. Gegen Norden hatten wir die Aussicht auf die majestätische Fläche mit der wechselnden Nuancirung glänzender Lichtstreifen, zwischen hellgrünen und dunkelfarbigen Strömungen, vorzüglich gegen die Felsenriffe, wo die schäumenden Wogen auf der dunkeln Fläche dahinrollten. Westlich hatten wir die mahlerische Landschaft der Kapstadt vor uns, die sich nebst mehreren kleinen Forts nordwärts bis Cap Picolet ausdehnt, südlich aber die ganze Landschaft bis Haut du cap, la plaine du Nord und die Gegend von Sans-Souci umfaßt, in deren Hintergrund sich die Gebirgskette bei Sans-Souci mit der Citadelle Henri amphitheatralisch erhebt. Oestlich bietet sich das freundliche Städtchen Petite-ans, von Zuckerplantagen umgeben, auf eine ergötzliche Weise unserm Auge dar. Von unserm Gesichtspunkte aus hinter der Stadt, erhebt sich in mahlerischem Prospekt das felsenbesäete Vorgebirg, welches mit einer bunten Mannigfaltigkeit von Vegetation bedeckt ist, worunter man riesenhafte Palmen unterscheidet. Da und dort erblickt man abentheuerliche Felsengestalten, deren Zacken ganz pittoresk hervorragen.

Als wir im Hafen von Cap Hayti vor Anker lagen, näherte sich uns ein Boot, worauf die Sanitäts- und Untersuchungs-Commissäre fuhren, die unter dem Zurufe: **Bon jour, Capitaine blanc**, an Bord stiegen. Dem Gesetze gemäß mußten alle fremden Ankömmlinge nach dem Bureau des Grafen Limonade gebracht werden; daher bestiegen wir, nach Aushändigung unserer Pässe, in Begleitung der Offiziere, das Boot, welches uns ans Land brachte. Ein zerlumpter barfüßiger Neger von der Garde Haytienne, blieb auf dem Schiffe als Schildwache zurück. Ein Schwarm neugieriger Weißer und Schwarzer harrte am Ufer, um die neuen Ankömmlinge zu sehen und zu begrüßen. Man denke sich ein buntes Gemisch reinlich gekleideter Weißer mitten im Haufen, zum Theil im Lumpen gehüllter halbnackter Neger und unter diesen wieder hie und da, einen schwarzen Offizier, in seiner mit Gold und Silber gestickten Uniform.

Allein eine ganz andere Empfindung flößt der Anblick einer entzückenden Pflanzenwelt ein. Gleich beim Landen zeigte sich unsern Augen ein Wäldchen von Paradiesfeigenbäumen (**Musa sapientum**), deren zehn Fuß lange Blätter, sanft vom Winde bewegt, dem Europäer verkünden, daß er eine neue Welt betritt. Gewahrt er dann die stolze Kocospalme (**Cocos nucifera**), auf welcher bunt gefiederte Vögel sich wiegen, so wird er sich des Staunens nicht erwehren können.

Im Bureau des Grafen Limonade, Christophs Minister der auswärtigen Angelegenheiten, angekommen, waren wir nicht wenig erstaunt, alle Beamten in Uniform anzutreffen, wovon die höheren, an deren Spitze der Minister stand, in prächtigen sammtenen mit Gold durchwirkten Kleidern ehrfurchtsvoll da saßen. Während unser Capitain in ein Seitenzimmer gerufen wurde, wo man ihn über die Schiffsla-

dung und den Zweck der Fremden zur Rede stellte, trug man uns Stühle zum Sitzen an. Die Zimmer dieses Bureaus waren im Erdgeschoße und ganz einfach, nur mit den nöthigsten Meubeln, als Schreibtischen und Stühlen versehen. Der Capitain kam zurück mit der Nachricht, daß wir uns nach dem Bureau des Staatssekretärs Baron Dupuy begeben müßten, welcher unsere Angelegenheiten dem König vortragen würde. In dem Bureau des Baron Dupuy fanden wir ebenfalls dieselbe Ordnung; überall herrschte die größte Stille. Der Baron (ein Mestitze) nahm uns in seinem Schreibzimmer, welches mit Bildern und Charten behängt war, freundlich auf. Er selbst saß im größten Staate da, der gepuderte Kopf mit einem kleinen Haarzopfe, der imposante grün sammtne, mit Gold gestickte Rock, nach altmodischem Schnitte, gaben ihm ein possierliches Ansehen.

Nachdem wir unsere Visiten bei den hohen Staatsbeamten abgestattet, war eine passende Wohnung unsere erste Sorge. Da aber in der ganzen Stadt kein förmliches Gasthaus sich fand, sahen wir uns genöthigt, im Kaffehaus, das von einer farbigen Frau dirigirt wurde, Absteigequartier zu nehmen, wo die Fremden für einige Wochen eine Unterkunft finden; derjenige aber, der länger zu verbleiben gedenkt, muß sich eine eigene Wohnung miethen und für die Küche sorgen.

Erst am fünften Tag nach unserer Ankunft im Hafen wurden, auf Befehl der Regierung, die mitgebrachten Naturalien unter der Aufsicht eines Negerhauptmanns, welcher zugleich die Oberaufsicht über Christophs Gärten in Sans-Souci hatte, ans Land gebracht. Einige Neger erwarteten uns am Ufer, um alsdann die Kisten nach Landessitte auf dem Kopfe fortzutragen. Baron Dupuy führte den Zug in erwähnten Gallakleidern zu Fuße nach dem Palast. Mir wurde nur, auf das Vorgeben, daß ich bei Auspackung der Natu-

unumgänglich nöthig sey, erlaubt, mich dem Zuge anzuschließen. Nachdem wir von einer Menge des neugierigen Pöbels (c'est tout comme chez nous) begafft worden waren, kamen wir beim Palast an. Auf einen Wink des Barons ergriffen die Wachen ihre kreuzweise vor den Thüren stehenden Gewehre und eröffneten uns den Durchgang. Wir erstiegen das erste Stockwerk, und hier war es, wo ich in einem ziemlich langen, aber außer einigen Tischen ganz leeren Saale die mitgebrachten Seltenheiten aufzustellen den Auftrag erhalten hatte. Zur Beihilfe wurden mir einige Lakaien Christophs gegeben, die, mit Ausnahme der schwarzen Gesichter, wie europäische Köche aussahen.

Nach Beendigung dieses Geschäftes ließen mich die Diener allein zurück. In geringer Entfernung von mir erschienen zwei schwarze Frauenzimmer auf dem Balkon des Palastes, zogen sich aber sogleich zurück, als sie mich wahrnahmen. Zwei Lakaien traten ein, und machten die Fensterläden zu, so daß ich mich ziemlich im Dunkeln befand, indem das durch die Jalousien einfallende Licht nur spärlich war. Das Räthsel löste sich alsdann durch den Umstand, daß es die beiden Prinzessinnen gewesen waren, denen mein Erscheinen am Fenster mißfallen hatte. Uebrigens mußte ich mich einer genauen Untersuchung meiner Effekten unterziehen. Selbst meine von der Hofnaturaliencabinets=Direction erhaltenen Instruktionen, wurden durch einen Schwarzen, der lange in Hamburg gelebt hatte und gut deutsch sprach, übersetzt, und erst dann, als man nichts Anstößiges darin fand, zurückgegeben. Das Innere der Insel zu bereisen wurde mir nicht gestattet, indem, wie es hieß, sich kein Weißer dieser Begünstigung erfreuen durfte; man versprach mir jedoch erwünschte Naturgegenstände zu verschaffen. Wirklich erhielt ich in der Folge viele junge Vögel und dergleichen, allein meist in verstümmelten Exemplaren, mit verschnittenen Flü=

geln, u. s. w. Dergleichen Exemplare waren freilich nicht geeignet, für ein Museum präparirt zu werden. Einige Pflanzenlieferungen, die ich erhielt, waren für mich ganz nutzlos *). Dieß waren indeß nicht die einzigen unangenehmen Erfahrungen, die ich machen mußte, sondern weit schmerzhafter war mir das unsanfte Zurückweisen der Negerwachen an den Barrieren durch ihr „tournez blanc."

Ich sah mich mitten in der üppigsten Natur, ohne jedoch diese geheimen Werkstätten der Vegetation besuchen zu dürfen, sondern blieb auf den geringen Umkreis der Stadt beschränkt. Indeß wagte ich doch einige kleine botanische Streifereien in die Gebüsche des Capgebirges, die ich aber späterhin wieder aufgeben mußte, da ich mich eines Tages nur durch schnelle Flucht vor den gröbsten Mißhandlungen rettete.

Wir wohnten zu dieser Zeit, in Ermanglung eines eigenen Quartiers, noch immer im Kaffeehaus, weßhalb ich dann auch meinem Geschäfte nur mit der größten Unbequemlichkeit nachgehen konnte. Erst nach Verlauf von sechs Wochen wurde uns der Schlüssel zu einem steinernen Hause vom Gouvernement zugesendet, welches wir alsdann gegen eine jährliche Miethe von tausend Piastern bezogen, wiewohl es von Ratzen und Mäusen wimmelte. Ich mußte noch immer täglich meinem Zweck entgegengesetzte Erfahrungen machen, und sah mich in meinen Erwartungen, von der haytischen Regierung durch mitzutheilende naturhistorische Seltenheiten thätig unterstützt zu werden, leider getäuscht. Die mitgebrachten Seltenheiten hatten bei diesem Negerfürsten keinesweges das Interesse erregt, als wir uns, früheren Nachrichten zufolge, versprechen durften, indem sein Streben ein-

*) Das wichtigste, dessen sich meine Sammlung erfreute, sind zwei große Krocodile und ein Paar Leguan-Eidechsen.

zig und allein auf die Vertheidigung seiner Insel ging. Daher faßte ich den Entschluß, mich nach dem spanischen Antheil der Insel zu begeben, um dort ungehinderter meinen Forschungen nachgehen zu können; aber auch hier zeigten sich allenthalben Schwierigkeiten. Zu Land konnte man ohne Paß nicht dahin gelangen, und zur See gab es keine Gelegenheit, da die Spanier zur Zeit, als Christoph regierte, mit diesem Theil der Insel in keinerlei Verbindung standen.

Indessen machte mir Marschall Stuart, Leibarzt Christophs, ein Engländer, einen erfreulicheren Antrag. Christoph hatte nämlich den englischen Kaufleuten auf ihr mehrmaliges Ansuchen ein Haus auf dem Land (Habitation etrangère genannt), in geringer Entfernung von der Stadt, zu ihren Sonntagausflügen eingeräumt. Hier wurde mir gestattet, ungehindert in der Umgebung zu botanisiren. Dieser Ort war um so gefahrloser für mich, da ich dort, entfernt von allen befestigten Orten, oder was sonst, in politischer Hinsicht mich einem Verdacht hätte blos stellen mögen, ruhig leben und wirken konnte.

Was das Leben und Treiben in der Stadt betrifft, so fand ich die Disciplin sehr streng, die Polizei gut bestellt, die Religion gut ausgeübt, Handel und Wandel im Flor, wobei jedoch die Weißen sehr beschränkt waren. Es herrschte dieselbe Ordnung, wie in den europäischen Städten. Jeden Morgen um 5 Uhr hörte man den Trompetenruf auf der Place d'armes; des Sonntags versammelten sich daselbst die Garden, um dem Fürsten unter türkischer Musik den Morgengruß darzubringen. Die Truppen machten dann ihre militairische Bewegungen, welchen Christoph vom Balkon oder vom Fenster aus zusah. Gegen sieben Uhr, wo der Gottesdienst begann, zog er in Begleitung der Noblesse unter einem prächtigen Baldachin nach der Kirche. Der Himmel wurde von vier in Seide gekleideten Negern getragen; auf

jeder Seite desselben hielt eine Person von hohem Rang das Ende eines herabhängenden seidenen Bandes. In der Kirche angekommen, begab sich Christoph sogleich in seinen Betstuhl. Neben ihm saß ganz ehrerbietig der Kronprinz Victor. Christophs Gemahlin hatte die beiden Prinzessinnen bei sich. Die Noblesse umgab den Hof, und ein zahlreicher Kreis von Militairs gruppirte sich um die Noblesse her.

Da und dort sah man mitten in diesem schwarzen Haufen ein weißes Gesicht recht auffallend hervorstechen. Die militairische Musik schwieg; die Soldaten zu Fuß erhielten ihr Commandowort, und der Gottesdienst begann. Die schwarze Geistlichkeit sang in Begleitung von einem Fagott, einem Paar Klarinetten und einer Violine einige Strophen, die sodann von der Volksmenge wiederholt wurden. Hierauf erschien der Erzbischof am Altar, hielt eine erbauliche Rede, in ziemlich gut französischer Sprache, und las zuletzt die Messe unter den gewöhnlichen Ceremonien, worauf sich Christoph wieder auf obenerwähnte Weise nach seinem Palast begab, und die Truppen nach der Caserne zurück marschierten.

II.

Capstadt und ihre Umgebung.

Zustand dieser Stadt. — Bevölkerung. — Lage. — Häuser. — Christophs Garten. — Lusthaus. — Kathedralkirche. — Place d'armes. — Christophs Palast. — Theater. — Arsenal. — Kaserne und Hospital. — Schulen. — Marktplätze. — Promenade. — Triumphbogen. — Hafen Cap Hayti. — Petite-Anse. — Vegetation. — Haut du cap. — Habitation etrangère. — Plantage. — Gelbes Fieber.

Die Capstadt, vormals Cap-Français, gegenwärtig Cap-Haytien genannt, war vor der französischen Revolution eine der blühendsten Westindiens. Reichthum und Luxus, Theater, Concerte und Moden wechselten hier wie in Paris täglich ab. Diese damals so blühende Handelsstadt — oft der Marktplatz von Westindien genannt — liegt beinahe zur Hälfte noch in Trümmern, ein Bild des Elendes und Zeuge irdischer Vergänglichkeit. In diesem ehemaligen kleinen Paris ergreift jetzt ein schauerliches Gefühl den fremden Ankömmling, wenn er, von zerlumpten Negern umgeben, durch die öden Gassen zieht, und die traurigen Denkmale jener Katastrophe betrachtet. Wie begreiflich wird das aber auch, wenn man bedenkt, daß damals die Bevölkerung dieser Stadt sich auf 50,000 Menschen belief, worunter man etwa 30,000 Sclaven rechnete, während die jetzige Bevölkerung kaum 8,000 betragen mag, unter denen man höchstens 100 Weiße annehmen kann.

Die Stadt liegt hart am Ufer, und in ihrem Hintergrunde erhebt sich amphitheatralisch das steinige und ziemlich

steile Capgebirge. Sie ist von allen Seiten offen, und hat eigentlich nur eine Hauptbarriere am westlichen Ende, wo sie mit dem Innern der Insel in Verbindung steht. Nur eine kleine Barriere in der Nähe des Hospitals führt in die nächste Umgebung. Von der See aus war die Stadt ehemals durch eine bedeutende Batterie gedeckt, die aber bereits ganz in Verfall gerathen ist. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und bildet ein Viereck, welches 600 Toisen in der Länge und 400 in der Breite hält. Sie zählt 14 Gassen von Osten nach Westen und 19 von Norden nach Süden. Ehemals zählte die Stadt ohngefähr 900 Häuser, wovon über 300 von Stein und ein Stockwerk hoch, die übrigen nur Erdgeschoße waren. Jetzt aber, wo der größte, Theil besonders im Innern der Stadt, aus hölzernen Häusern besteht, sind nicht 150 steinerne mehr zu finden. Zuweilen sieht man dergleichen Hütten zwischen den offenen Mauern eines frühern Prachtgebäudes errichtet. Die Mauern bestehen größtentheils aus Madreporen, die vermöge ihrer festen beinartigen Beschaffenheit zu Gebäuden vortrefflich sich eignen. Auch gibt es Häuser von Sandsteinen, welche die Vermöglicheren der Capstadt ehemals aus Frankreich bringen ließen. Am Meeresufer zeigt sich jetzt schon wieder eine Reihe niedlicher und geschmackvoller Wohnhäuser, die größtentheils von weißen Kaufleuten und von vornehmeren Schwarzen bewohnt werden, und wovon, wie in den übrigen Häusern der Stadt, der untere Raum zu Waarenmagazinen, das erste Stock aber zu Wohnungen dient. Zwischen zwei Fenstern führt fast in jedem Hause eine Thüre auf einen Balkon, der mit einer starken Leinwand gegen die heftigen Sonnenstrahlen, geschützt, und an den schönen Abendstunden der trockenen Jahreszeit Lieblingsaufenthalt der schwarzen Frauen ist. Wirklich genießt man auch hier einer herrlichen Aussicht nach der ganzen Bai; das Gewühl der Schiffe im Hafen und die

kleine Stadt Petite-Anse gegenüber vermehren das Mahlerische der Landschaft.

Ein solches Haus enthält außer den Magazinen eine Küche, ein Speisegewölbe, und vier bis fünf Zimmer, deren jedes etwa 18 bis 20 Fuß lang und eben so breit ist. Auch trifft man gewöhnlich einen kleinen Brunnen im Hofe an. Die Fenster haben Jalousien, weil Glasfenster die Hitze in den Zimmern unerträglich machen würden. Die obere Decke der Zimmer ist mit einer blos aufgespannten, mit Kalk angestrichenen Leinwand überzogen. Der Fußboden ist der Kühle wegen meistens von Stein. Merkwürdig ist, daß man in der ganzen Stadt keine Keller antrifft, die doch, wie man glauben sollte, in einem so heißen Himmelsstrich eines der nöthigsten Bedürfnisse seyn müßten. Eine Hauptursache davon ist die große Feuchtigkeit in der nassen Jahreszeit; auch glaubt man, daß bei Erderschütterungen die Häuser um so mehr leiden könnten.

Merkwürdigkeiten hat die Stadt außer der Kirche, der Place d'armes, mit dem Palaste Christophs, dem Arsenal, der Kaserne, dem Hospital und zwei kleinen Theatern, da der Brand im Jahre 1793 und ein zweiter 1801 überaus verheerend waren, keine aufzuweisen. Das ehemalige Gouvernements-Gebäude, welches sich im Hintergrund der Stadt mit dem Capgebirg erhebt, muß den Ueberresten nach zu urtheilen, ein stattliches Prachtgebäude gewesen seyn; gegenwärtig ist es ein Aufenthalt der Eidechsen, die unter einer Menge wilder Pflanzen herumkriechen. Von diesem Gebäude aus hat man freie Aussicht über einen schönen grünen Rasenteppich, der von einigen Bäumen beschattet wird. Große steinerne Säulen, die wahrscheinlich ehemals diesen Platz mit eisernen Thorwegen einschloßen, liegen halb abgebrochen auf der Erde. Alle Thüren und alles Holzwerk ist weg; daher haben die Kühe

und Ochsen, die frei auf der Weide herumgehen, überall Zutritt, nur in den Gassen werden sie nicht geduldet.

Auf der andern Seite dieses Gebäudes bietet sich ein freundlicher Anblick dar. Man tritt plötzlich aus diesen Ruinen in ein artiges, von herrlichen Bäumen beschattetes, nach französischem Geschmack angelegtes Gärtchen, das etwa 40 Klafter breit und 50 lang ist. Orangenbäume, deren Haupt sich unter der Last ihrer Früchte senkt, lachen dem Wanderer entgegen und balsamischer Blumenduft umweht ihn, nämlich von den Plumerien, von verschiedenen Mimosen, der Melia sempervirens, von verschiedenen Bignonien, vorzüglich der Melonenbäume Carica, die fast das ganze Jahr blühen, und von einer Menge anderer wohlriechender Bäume und Stauden.

Dieser Garten gehörte Christoph und wurde auch von ihm unterhalten; es wachsen darin vortreffliche Orangen, weil die Bäume unter Schatten stehen. Sie sind hier gewöhnlich von der Größe eines großen Apfels und werden Oranges douces genannt.

Ein kleines Lusthaus in Gestalt einer Laube verdient hier Erwähnung. Häufige Ranken von Passiflora quadrangularis breiten ihre Schatten aus, und die großen gelblich grünen melonartigen Früchte, welche von allen Seiten herunterhängen, vermehren das Kolorit.

Die in der Nähe befindlichen Ruinen der vormaligen Cathedralkirche verrathen ebenfalls ein früher herrliches Gebäude. Gegenwärtig sieht man nur noch vier offene Mauern und einige steinerne Pfeiler. An einem Ende der Kirche sind der Altar und die Sitze der Noblesse, mit einem leichten Dache bedeckt. Das gemeine Volk lagert sich auf dem unversehrt gebliebenen, mit steinernen Tafeln belegten Fußboden, unter freiem Himmel. Der Haupteingang war von der Place d'armes aus. Es ist dies einer der schönsten Plätze der

Stadt, beiläufig **200** Klafter lang, und **90** Klafter breit, und fast das ganze Jahr mit grünem Rasen bedeckt. In der Mitte erblickt man die Ruine eines ehemaligen prächtigen Springbrunnens, worauf Christoph, bei Vertreibung der Franzosen, eine große eiserne Königskrone hatte setzen lassen, über welcher die Siegesfahne in rother und blauer Farbe wehete. Diese Wasserleitung, die noch immer einen großen Theil der Stadt mit Wasser versieht, hat den Franzosen viel Geld gekostet. Sie nimmt von einigen Quellen auf dem Capgebirge ihren Ursprung.

Zur Linken von der Kirche aus erblickt man den eben nicht kostbaren, aber freundlichen und geschmackvollen Palast Christophs. Er ist im ersten Stock mit einer von bunten Planen beschatteten Gallerie umgeben, die dem Ganzen ein sehr gefälliges Ansehen gewähren. Unten beim Eingang in den Palast war ein langer überdeckter Gang angebracht, woselbst sich Christoph gewöhnlich während der Wachparade Sonntags früh mit seinen Generälen aufhielt. Auf diesem Platz durfte sich nie ein Weißer blicken lassen, woraus man das Irrige der Zeitungsnachrichten ersieht, denen zufolge Christoph dort öfters den weißen Kindern Zuckerwerk austheilte. Ich hatte nach der Revolution Gelegenheit, das Innere dieses Palastes zu sehen, und habe in allen Zimmern die geschmackvollste Einrichtung gefunden. Außer den prächtigen Meubeln von Mahagoniholz gewahrte man auch prächtige Spieluhren, Blumenverzierungen, Gemälde und Landschaften.

Von den Theatern stand das eine auf der Place d'armes der Kirche gegenüber, das andere vor der Stadt, auf dem Platz à la Fossette. Beide sind klein und unbedeutend. Christoph war kein großer Freund vom Theater; es wurde daher selten gespielt, und es durfte sich dabei kein Weißer blicken lassen.

Das Arsenal, das unweit der alten Batterie am Mee-

resufer steht, enthält außer den zurückgelassenen Gewehren der Franzosen keine Merkwürdigkeiten.

Die Kaserne und das Hospital sind zwei prächtige Gebäude, wo für Ordnung, Reinlichkeit und hinlängliche Pflege bestens gesorgt wurde. Ueber die Hospitäler hatte außer mehreren Chirurgen vorzüglich Stuart (**Maréchal de camp**) die Oberaufsicht. In der Kaserne lagen die Garden, welche die Besatzung der Stadt ausmachten.

Die Nationalschule in Cap besteht seit **1816**, so daß jetzt alle Kinder, wenigstens der höhern Klasse, lesen und schreiben können; die sogenannte hohe Schule, an deren Spitze ein Engländer stand, war sehr zweckmäßig eingerichtet, und die jungen Leute, außer daß sie französisch und englisch lernten, genoßen auch daselbst, bis in das **20**ste und **24**ste Jahr, in allen Zweigen der Wissenschaft einen ziemlichen Unterricht. Außer diesen gab es auch eine englische Schule *). Von einer förmlichen Universität weiß ich jedoch unter Christoph nichts.

Die Stadt hat einen schönen Marktplatz, welcher wöchentlich dreimal mit Geflügel, Hausthieren, Fischen, Krabben, Krebsen und andern Artikeln bedeckt ist, die theils zu Land theils zu Wasser herbeigeschafft werden. Von den Landesprodukten, welche die Negerinnen auf den Markt bringen, mußte unter Christoph ein Dritttheil an der Barriere in Natura fürs Militair abgegeben werden. Kornmehl kauft man bei den nordamerikanischen Kaufleuten, die es von dort her liefern. In den Buden sieht man an den festgesetzten Markttagen eine Menge Stahl, Eisen, Kattun und leinene

*) Christoph ließ aus keiner andern Absicht die Kinder englisch lernen, als um diese Sprache mit der Zeit der ganzen Bevölkerung zu eigen zu machen, damit sie auch in dieser Hinsicht mit den Franzosen nichts gemein hätten.

Waaren verkaufen. Der Verkauf auf dem Markt ist ganz das Geschäft der Weiber, die sich in der größten Hitze auf der Erde lagern. Der Zank und Hader, das Geschrei und Gemurmel, das die Luft erfüllt, ist noch weit ärger als bei den Wiener Hökenweibern. Ein zweiter Marktplatz, wo aber nur Gras für die Pferde verkauft wird, ist am südlichen Ende der Stadt; in dessen Mitte steht eine große Säule, und rings ist es von Ruinen und unbewohnten Häusern umgeben. In allen Straßen findet man eine Anzahl von Läden, die mit dem Ausdruck Magazin bezeichnet werden, und mit verschiedenen europäischen Waarenartikeln angefüllt sind; allein sie ziehen nicht, wie in Europa, durch eine schöne Auslage an. Eigentliche Gasthöfe, die es unter der französischen Regierung im Ueberflusse gab, gibt es jetzt keine mehr. Kutschen, Equipagen, Lakaien sucht man in dieser Stadt vergebens. Ein Rathhaus, eine öffentliche Bibliothek, wissenschaftliche Kabinete und andere Kulturanstalten, außer den erwähnten Schulen, gibt es nicht.

Durch die schöne breite Straße, rue espagnole, gelangt man in den südlichen Theil der Vorstadt, la Fossette genannt, auf einen schönen großen Platz, bepflanzt mit herrlichen Kokospalmen, Tannenpalmen (Elate sylvestris), Feigenbäumen (ficus indica) und mit den herrlich gefiederten Akazien (Acacia lebbek). Hier war es, wo die Bewohner der Capstadt sich ehemals unter Musik und Tanz, bei gesellschaftlichen Promenaden, und kühler erfrischender Abendluft, den Reizen des tropischen Sommers (November bis Mai) überließen. Zu Christophs Zeit ließ sich daselbst kein Spaziergänger blicken. Der untere Theil war in einen Schindanger verwandelt; alte Knochen und Ochsenhörner liegen umher. Auf der andern Seite sah man höchstens eine Heerde weiden, oder schwarze Soldaten exerziren. Ein Triumphbogen, zu Ehren Christoph's errichtet, ist einige hundert Schritte von

der Stadt entfernt. Auf der Straße dahin hatte einstmals einer von Christophs Ministern zwei Reihen kleiner Hütten, während der Abwesenheit seines Gebieters, erbauen lassen, um jenes Ehrendenkmal mit der Stadt in Verbindung zu setzen. Es war darauf abgesehen, Christoph bei seiner Rückkunft in die Capstadt eine Ueberraschung zu bereiten, was auch wirklich der Fall war. Aber zur Erkenntlichkeit ließ ihn Christoph einige Wochen ins Gefängniß sperren. Erst seit dem Tode dieses Negerfürsten hat sich der Geist der Geselligkeit wieder eingestellt, Promenaden und andere öffentliche Orte sind nun wieder belebt.

Der nahe bei der Stadt ins Meer fallende Fluß, **la rivière du haut du cap**, wird durch das Meereswasser, mit welchem er sich vermischt, für die Stadt gänzlich unbrauchbar. An der Mündung desselben setzt man mittelst einer Fähre Reiter und Fußgänger auf eine kleine Halbinsel über, von wo der Weg nach Petite-Anse führt. Unweit der Fossette erblickt man auch mehrere Hütten, **la boucherie** (Fleischbank) genannt. Hier werden alle Morgen mehrere Ochsen, Schafe und Schweine geschlachtet und in Stücken auf den Markt gebracht. Das übrig bleibende Fleisch, vornemlich von Rindern, wird gepreßt, in lange Streifen geschnitten, mit Salz bestrichen, und an der Sonne getrocknet. Dieß getrocknete Fleisch ist zugleich ein kleiner Handelsartikel der Neger, die es auf Maulthieren oder auch zu Schiff nach allen Theilen der Insel versenden. Etwas von der **Boucherie** entfernt stößt man auf große Sümpfe, die oft, wenn das Wasser zurückfällt, die ganze Luft verpesten. Diese Sümpfe sind mit herrlichen Gebüschen bedeckt, als: **Rhizophora**, **Mangle** und **Avicena tumentosa**. Rechts von der Fossette ist der Kirchhof, der auch die Asche meiner unglücklichen Reisegefährten bewahrt.

Gegen Westen ist die Capstadt durch das hohe Capge-

birge gedeckt, das in der Nähe des Hospitals von einem reitzenden Thal — la ravine genannt — durch welches sich ein kleiner Bach schlängelt, unterbrochen wird. Das Capgebirge ist nach St. Mery 1600 Fuß hoch, und mit einer unermeßlichen Mannigfaltigkeit von Bäumen seltener Schönheit bedeckt. Unter andern gibt es hier der wilden Annanas eine Menge, Tillandsien glänzen hier allenthalben an den Baumästen, selbst die ganz kleine Tillandsia filiformis mit großartigen Blättern ist hier nicht selten. Bisweilen stößt man auf Felsen mit kühnen majestätischen Umrissen. Von diesem Gebirge aus genießt man ringsum eine unermeßliche Aussicht aufs Meer, und die Schiffe im Hafen erscheinen in Miniatur zu unsern Füßen.

Gegen Norden von der Stadt aus führt ein angenehmer Weg nach dem Fort Joseph, und von da, längs dem Gebirge, nach der äußersten Landspitze (Cap Picolet). Bei einem starken Nordwind macht das dumpfe Tosen der See und das hohe Aufspritzen der Brandung diesen Weg höchst romantisch. Merkwürdig ist auf dem Wege dahin ein Garten Christophs, der viele tragbare Weinstöcke und außerdem eine Menge guter Früchte und vortrefflicher Orangen enthält. Von wildwachsenden Pflanzen findet man hier zwischen Steinen vorzüglich in Menge Plumeria rubra und Coffea occidentalis, Accacia farnesiana, Jatropha Curcus, Jatropha gassipifolia, Erythrina corallodendron, Samyda serrulata, Pavonia spinifex, Poinciana pulcherrima, Triumfetta romphifolia, Duranta Elesi, Psychotria glabrata.

Der Hafen von Cap Hayti bildet eine kleine Bai, die ungefähr eine Stunde im Umfange einnimmt, der Ankergrund ist schlammig, gewöhnlich 20 bis 40 Fuß tief; gegen Petite-Anse findet man ihn jedoch nur 6 bis 7 Fuß tief. Gegen Stürme sind die Schiffe im Hafen durch das hohe Capgebirg ziem-

lich gesichert. Unweit des Fleckens Petite-Anse erhebt sich ein Steinhaufen mit einer Fischerhütte, der gleichsam eine kleine Insel bildend, ungefähr 50 Schritte im Durchmesser hat. Dicht dabei befindet sich im Wasser ein viereckiger Kreis mit einer Pallisaden-Einfassung, worin die Seeschildkröten des Königs aufbewahrt wurden.

Der Capstadt gegenüber, am entgegensetzten Ufer der Bai, liegt der Flecken Petite-Anse, welcher ohngefähr 150 kleine Häuser und 400 Einwohner zählt. In französischer Zeit wurde dieser Ort wegen der großen Kaffeemagazine besonders geachtet. Christoph hatte seine Mehl- und Pulvermagazine dahin verlegt. Die Umgebungen von Petite-Anse sind unendlich fruchtbar, und die Zuckerplantagen, mit welchen es umgeben ist, prangen in üppigster Fülle. Entfernt man sich aber weiter, so stößt man auf stundenlanges Gebüsch von Gouyeven (Psydium pomiferum) und findet dort viele Ruinen von Gebäuden. Ein Paar große steinerne Säulen bezeichnen gewöhnlich den Eingang in eine ehemalige Plantage.

Man rechnet vom Cap nach Petite-Anse über die Bai eine halbe Stunde. Um von da zu Land nach dem Cap zurückzukommen, verfolgt man das sandige Ufer. Dieses ist mit langen Reihen von **Cocoloba ovifera** bewachsen. Sind diese Bäume eben in der Frucht, so glaubt man sie mit rothen Weintrauben beladen zu sehen; auch ist dieser Weg von einigen majestätischen Palmen beschattet, an deren Stamme eine Menge Convolvulaceen sich empor winden. Ferner trifft man auch hier **Dodonaea viscosa.** Dann gedeihen hier **Mariscus aphyllus** und mehrere Cyperaceen; als: **Cyperus fascicularis** und **Henastachyus**, was wohl sonderbar genug scheinen muß, da sonst diese Familie die sumpfigten Gegenden und nicht den Sand liebt, aus dem das Ufer besteht.

Verfolgt man die Hauptstraße, die westlich von der Stadt ins Innere der Insel führt, so gelangt man, unter mannigfaltigen Abwechselungen der schönen Natur, in einer Entfernung von einer Stunde in Haut du cap an. Dieser Flecken muß vordem bedeutend gewesen seyn; denn man gewahrt dort viele steinerne Häuser, die aber alle in Ruinen verwandelt sind. Gegenwärtig enthält dieser Ort nur einige hölzerne Hütten, die von armen Negern bewohnt werden. Diese Neger nähren sich durch einen kleinen Handel mit Zucker, Kaffee, Rum und dergleichen, was sie in kleinen Partieen an die Vorübergehenden verkaufen. Hier theilt sich die Straße nach dem Süden der Insel zu, und führt links nach Sans-Souci, und rechts in geringer Entfernung von da liegt die fremde Habitation (habitation etrangère). Unter einer Habitation, wie die, von welcher hier die Rede ist, versteht man ungefähr so viel, als bei uns unter einem kleinen Bauerngut. Eine Plantage könnte man für eine Herrschaft rechnen. In solch einem Landhaus findet man immer 4 bis 5 Zimmer, die mit vier leichten Mauern eingeschlossen und mit einem Schindeldach überdeckt sind. Jedoch unterscheiden sich die Landhäuser von denen in der Stadt durch landesübliche Bauart, dagegen die Häuser der Stadt nach europäischem Geschmack gebaut sind. Diese erstere Bauart ist nämlich sehr leicht, die Luft durchstreicht die Zimmer. Vor der Thüre trifft man einen mächtigen Dachvorsprung, der die Bewohner vor der Sonne schützt. Der Fußboden ist immer von Stein. Der Hof ist gewöhnlich geräumig, und wird meistens durch einige Fruchtbäume beschattet, welche gewöhnlich dem Hausgeflügel zum Nachtquartier dienen. Eine Habitation enthält immer eine großen Gemüßegarten, Gräsereien mit Fruchtbäumen, etwas Hornvieh, einige Pferde u. s. w. Eine Plantage begreift schon mehrere Zucker- und Bananenfelder, sowie Savannen, worin das ganze Jahr hin-

durch 200 bis 400 Stücke Hornvieh weiden, eine Zuckermühle, Siedereien, u. dgl.

Zu einer großen Plantage gehört oft ein ganzes Negerdorf, welches die arbeitende Klasse bewohnt. Die Wohnung solch eines Plantagenbesitzers ist oft beinahe so armselig als die eines kleinen Gutsherrn, und unter Christoph erstaunte ich öfters, in so einem elenden Asyl einen Herzog, Grafen, oder einen andern Großen des schwarzen Adels zu finden.

In dieser einsamen Gegend verweilte ich einige Zeit, durchstreifte die mit dichten Urwaldungen bedeckten Gebirge, und kehrte des Abends immer reich beladen von meinen Wanderungen zurück. Während dieser Zeit hatte sich im Cap die gefährliche Seuche, das westindische gelbe Fieber verbreitet. Zwei meiner Reisegefährten waren bereits ein Opfer geworden, als auch ich davon befallen wurde, während ich mich eben auf einige Tage nach der Capstadt begeben hatte, um hier die neuerworbenen Naturalien zu ordnen und zu verpacken. Ich begab mich nach meiner einsamen Gegend zurück, wo wegen der höhern Lage eine viel reinere Luft als im Cap herrschte, und wo ich durch die sorgfältige Pflege des englischen Arztes, der mein Freund geworden war, nach einer kurzen aber schmerzhaften Krankheit genas. Allein durch kleine Excursionen, die ich als Reconvalescent in die Umgegend vornahm, zog ich mir einen Rückfall zu, und verfiel in ein Wechselfieber, welches mich abermals vier Wochen ins Bett warf, und wovon ich mich sehr langsam erholte. Merkwürdig ist, daß eine Tisane von Schiffstheer, Citronensaft und Rum gekocht, und kalt als Limonade getrunken, (welche Kur ich auf dem Schiffe vornahm, wohin ich vom Doctor gewiesen ward) mich eigentlich ganz wieder hergestellt hat. Damals fanden viele Weißen ihren Tod. Es verdient der Umstand einer Erwähnung, daß sogar der

Erzbischof ohne ärztliche Hilfe starb, indem die beiden englischen Aerzte in Sans-Souci in der Nähe des Königs bleiben mußten, der ebenfalls erkrankt nach diesem seinem Lustschlosse gebracht worden war.

Aber noch andere Schreckenscenen gefährdeten unsere Existenz. Die Härte nämlich, mit welcher Christoph sein Volk behandelte, erregte Unzufriedenheit unter seinen Unterthanen. Im westlichen Theile seiner Provinzen brach eine Empörung aus, die sich bis in die Hauptstadt fortpflanzte, und Christoph das Leben kostete.

III.

Geschichte der Insel Hayti von ihrer Entdeckung im Jahre 1492 bis 1806 unter Dessalines.

Als Columbus im Jahre **1492** die neue Welt entdeckte, landete er, auf das Gold dieser Insel aufmerksam gemacht, den **6.** Dezember auf Hayti, welches Wort in der caraibischen Sprache ein Gebirgsland bedeutet, und bis zu der Ankunft der Europäer, der Name dieser Insel war. Columbus nannte sie Hispaniola*), und erbaute daselbst ein kleines Fort.

Hayti war ursprünglich von einem ruhigen, gutmüthigen Indianerstamme bewohnt, der sich wiederum in mehrere, durch ihr Aeußeres und ihre Sitten von einander abweichende Unterstämme theilte. Doch hatten die Urbewohner im Allgemeinen einen schönen schlanken Wuchs, und besaßen viele Fertigkeit im Tanze, den sie leidenschaftlich liebten. Die Farbe ihres Körpers war kupferröthlich, ihr Haar tief schwarz, straff, langgestreckt und wallte frei über die Schultern herab. Das Gesicht war breit, die Nase etwas flach. Der Kopf hatte eine widernatürliche Dicke, weil sie den Kindern das Vorderhaupt zusammendrückten. Sie lebten frei in der schönen Natur, bauten schon früh Bananen, Mais, Batatten, und mehrere andere Früchte. Sie verfertigten, mit künstlichen Schnitzwerkzeugen versehen, selbst allerhand Geräthschaften. Aus großen Bäumen, die sie mit spitzigen Steinen fällten, baueten sie ihre Fahrzeuge. Die Regierungsform war mo-

---

*) Später erhielt sie von den Spaniern den Namen San Domingo.

narchisch und erblich und die Insel in 5, durchaus von einander unabhängige Königreiche getheilt. Ihre Oberhäupter nannten sich Caziken. Das erste Königreich umfaßte den östlichen Theil der Insel mit den reichen Mienen des Cibao und den Strömen, in deren Sandbett Goldkörner rollten. Das Königreich hieß Magua; der Cazike desselben nannte sich Guarianer.

Das zweite Königreich, Marien genannt, dessen Oberhaupt Goacannaric hieß, begriff den nördlichen Theil vom Cap St. Nicolaus bis an den Fluß Monte-Christ. Seine Residenz war da, wo jetzt Petite-Anse steht.

Das dritte Königreich, Maguana, umfaßte die westliche Gegend des Cibao mit dem Fluß Artibonita. Die Residenz des Caziken war in dem Bezirk, den man jetzt Savanne San-Quan nennt.

Xaragua machte das vierte und volkreichste Königreich und enthielt einen großen Theil der südlichen Insel. Die Hauptstadt war da, wo jetzt die Burg von Cul de Sac steht. Das Oberhaupt nannte sich Beherbir, dessen Schwester Anacoana, von welcher der Bruder des Columbus, als er ihr einen Besuch abstattete, ein Geschenk von einem Dutzend Stühle bekam.

Das fünfte Königreich, unter dem Namen Hygney bekannt, umfaßte die ganze südöstliche Landschaft, von dem Flusse d'Yacua bis an den Fluß Ozama. Das Oberhaupt hieß Cayacon.

Die Religion dieser Völker war ganz auf Aberglauben gegründet; die Verehrung ihrer Götter geschah in Felsengrotten, wo sie verschiedene von Stein ausgehauene, oder von Ton gemachte kleine Figuren, z. B. von Thieren und dergleichen, anbeteten *). Sie waren häufig in Kriege verwickelt, die sie mit Pfeile führten.

*) Ich habe selbst einige solcher Götzenbilder mitgebracht, die der Herr Baron Dupuy, ein Mulatte, meiner Sammlung verehrte,

Als die Europäer auf dieser Insel landeten, wurden die Bewohner von ihnen unterjocht, und viele als Ungläubige aufgeopfert; andere unterlagen bei einem überhaupt zu schwachen und ungeübten Körper den beschwerlichen Arbeiten, welche ihnen die Europäer auferlegten, und so nahm die Population der unglücklichen Haytier von Jahr zu Jahr ab. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde von Spanien aus der Bischof las Casas nach Hispaniola geschickt; dieser machte den Vorschlag, rüstige, starke und zur Arbeit gewöhnte afrikanische Neger anzukaufen. Der Vorschlag wurde angenommen und im Jahre **1517** ausgeführt.

Im Jahre **1519** gelang es einem Theile der Insulaner, das Joch der Spanier abzuschütteln, und mit diesen unter der Bedingung ihrer Unabhängigkeit einen Vertrag abzuschließen. Nachdem dieß geschehen, zog sich Henri — so hieß der Chef der Insulaner — nach dem Innern der Insel zurück und nahm den Titel eines Caziken von Hayti an.

Ungefähr **40** Jahre genoßen die Spanier eines dauerhaften Friedens, als Franzosen und Engländer, Abentheurer, die von der Insel St. Christoph ausgewandert waren, sich auf dem nördlichen Theil der Insel, den sie von den Spaniern verlassen glaubten, niederließen. Sie wurden Flibustier (Freubeuter) *) genannt, die nur Krieg führten, um ihre Raubsucht zu befriedigen. Sie lebten Anfangs von der Jagd und vom Fischfang, betrieben aber späterhin auch etwas Ackerbau. Sie beunruhigten die spanischen Pflanzungen, und erlegten vieles Hornvieh, welches sich schon sehr vermehrt hatte.

---

und die gegenwärtig das k. k. Antikenkabinet bewahrt; nämlich einen aus einem Knochen künstlich ausgeschnittenen Menschenkopf, dann einige von rothem Thon ganz sonderbar gestaltete Köpfe, worunter eine Gestalt mit vier Füßen ist.

*) Siehe Archenholz Geschichte der Flibustier.

Französische Schiffe kamen herbei, und kauften ihnen Felle und getrocknetes Fleisch ab. Immer brachten sie mehr Weiße herbei, so daß sie den Spaniern schon ziemlich gefährlich wurden. Die kleine Insel la Tortue, die ihnen einen bequemen Hafen darbot, diente als Vereinigungsort der Flibustier. Von hier aus fielen sie vorbeisegelnde Schiffe an, warfen die Mannschaft ins Wasser, und bemächtigten sich der Fahrzeuge und der Ladung.

Die Spanier wagten eine Landung auf dieser kleinen Insel, aber ihr Angriff mißlang, und sie mußten unverrichteter Sache abziehen. Erst im Jahre 1665 wurde die französische Colonie durch Bertrand d'Ogeron, ehemaligen Marine-Offizier, gegründet. Es ereigneten sich unter d'Ogeron's Verwaltung viele Gefechte und Streitigkeiten, und oft wurden die Spanier, welche die französische Colonie beunruhigten, zurückgeschlagen, oder gar von den Flibustiern in Stücke gehauen. Diese schlugen sich mit dem kühnsten Muthe, und da die Gefangenen keinen Pardon erhielten, so zitterten die Spanier, mit ihnen Krieg zu führen, und verließen die Städte, sobald jene nur erschienen. Da sich die Flibustier Alles erlaubten, selbst die Verwüster der französischen Besitzungen wurden, wenn sie anderswo nichts zu plündern hatten, und aller polizeilichen Anstalten spotteten, so war man ernstlich darauf bedacht, sich auf eine gute Manier von ihnen loszumachen. Unter dem Vorwand der Ehre schlug man eine Expedition nach Guajaquil vor, die sie mit enthusiastischem Geschrei annahmen.

Zwischen den Spaniern und der französischen Colonie fielen noch immer Streitigkeiten vor, bis Philipp V. Sohn Ludwigs XIV. den spanischen Thron bestieg, und durch die Uebereinkunft beider Mächte, dieser Theil der Insel an Frankreich abgetreten wurde. — Die Colonie ward nun immer blühender. Graf Choiseul-Beaupré, der im Jahre 1707

zum Gouverneur des französischen Antheils von St. Domingo ernannt wurde, fand die Flibustier zum Gedeihen des Handels nöthig, berief sie deshalb zurück und begünstigte sie; allein als er auf einer Reise nach Frankreich tödlich verwundet in Havanna starb, hatten sie keine Stütze mehr, gaben ihren Lebenswandel auf, und wurden Pflanzer und Arbeiter.

Die Colonie verschönerte sich mehr und mehr, und befand sich sofort in einem blühenden Zustande. Die freien Eingebornen suchten eben so wie die Weißen ihren Geist auszubilden; daher erhielten sie auch Ehrenstellen, die Negersoldaten wurden im Kriegswesen auf's beste unterrichtet, und mehrere Regimenter von eingebornen Chefs kommandirt. So standen bie Sachen vor der Revolution 1789.

Die 1789 begonnene französische Revolution mit ihren Prinzipien veranlaßte die Umwälzung auf Hayti. Es war natürlich, daß sich die weiße Bevölkerung des Landes, wie in Frankreich, in Republikaner und in königlich Gesinnte schied. Das Haytische Volk, ebenfalls in Bewegung gesetzt, mußte zufolge des Impulses, der ihm gegeben ward, auch einer dieser beiden Parteien sich anschließen. Egoismus, Stolz, Eitelkeit, sagt Vastey in seinem Werk: „Essai sur les causes de la révolution et les guerres civiles d'Hayti," herrschten in allen Klassen, unter Weißen und Schwarzen; die großen Pflanzer verachteten die kleinen, petits blancs genannt. Die Kleinen haßten die Farbigen und die freien Neger, und diese wieder die unglücklichen Sclaven. In den verschiedenen Uebereinstimmungen der weißen und farbigen Leute wurden durch beide Theile immer die Schwarzen aufgeopfert; von den Weißen, königlich Gesinnten wurden die Schwarzen im Namen des Königes aufgewiegelt, um sie der Republik entgegenzusetzen, und die Republikaner verkündeten die allgemeine Freiheit der Schwarzen, um sie gegen die königlich Gesinnten aufzureitzen. General François Biassaié, Candi

u. m. a. schlugen sich im Namen des Königs von Frankreich; Toussaint-Louverture, Villatte, Levaillé, im Namen der Republik. „Wir vergoßen," sagt Vastey „unser Blut, ohne zu wissen, warum, selbst ohne zu muthmaßen, daß wir die Instrumente zu unserm eigenen Untergange seyen. Denn wir waren weit entfernt, zu denken, daß die Weißen, nur auf verschiedenen Wegen, nach einem und demselben Zwecke liefen, d. h. daß sie sich eines Theils bedienten, um den andern zu zerstören, und sich endlich vereinigten, um die Sclaverei wieder einzuführen."

General Toussaint, Oberbefehlshaber der Colonie, trug im Namen der französischen Republik den Sieg davon, und die Sclaverei existirte nicht mehr.

Zu dieser Zeit, 1797 wurde General Hedouville nach St. Domingo gesendet. Toussaint wollte, daß die Insel Frankreich unterwürfig sey, allein ohne die Sclaverei beizubehalten. Hedouville wendete sich desfalls an Richaud, einen Mulatten-General, der unter Toussaints Befehl die Südprovinz commandirte. Er machte ihn zum General en chef, reiste nach Frankreich zurück, und vereinigte dadurch diese beiden Chefs. Alsdann verbanden sich alle Weißen gegen Toussaint und schrieen: „ohne Sclaven gibt es keine Colonie."

„Wir sind französische Unterthanen," sagten die Schwarzen, „Frankreich hat uns die Freiheit gegeben. Frankreich kann uns keine neuen Fesseln schmieden, nachdem es dieselben zerbrochen hat."

Im Jahre 1801 nahm Toussaint-Louverture den spanischen Antheil in Besitz, der seit dem Friedenstraktat vom 24. Juli 1795, zwischen der französischen Republik und dem Könige von Spanien zu Frankreich gehörte, aber wegen des Unbestandes der politischen Verhältnisse noch nicht reclamirt worden war. Toussaint hielt mit seinem Heer in der Hauptstadt San Domingo einen feierlichen Einzug, und pflanzte

im Namen der französischen Republik die dreifarbige Fahne an der Stelle der spanischen auf. Der spanische Gouverneur Don Garcia übergab ihm die Schlüssel der Stadt und verließ den Ort. Ohne die Einwilligung dieses Negers Toussaint, der in San Domingo den Meister spielte, dem Weiße und Schwarze gehorchen mußten, und dem jeden Augenblick ein Heer von 40,000 Negern zu Gebote stand, konnte natürlich die Sclaverei nicht mehr eingeführt werden. Frankreich rüstete daher eine neue Flotte, unter dem Befehle des Generals en chef Leclerc, der eine Armee von 30,000 jener vielversuchten Legionen Frankreichs an Bord hatte.

Toussaint war so eben im spanischen Antheile, als die Flotte im Februar 1801, im Angesichte der Festung erschien. Christoph, welcher Commandant der Capstadt war, verweigerte der Flotte die Einfahrt, unter dem Vorwande, daß er keine Erlaubniß von Toussaint-Louverture habe. Die Flotte lief jedoch ohne Erlaubniß in den Hafen, und Christoph steckte, ungeachtet aller Vorstellung der Bürger, die Stadt in Brand. Gegen 11 Uhr Nachts war die herrliche Stadt ein Feuermeer, aus welchem nur die Mauern der Kathedralkirche und das Gouvernementsgebäude hervorragten. Christoph zog sich mit seinem Heer in die Gebirge zurück, und die Franzosen landeten auf einem Schutthaufen.

Die ganze Südprovinz unter dem Commando Richaud's ergab sich ohne einen Flintenschuß an die Franzosen, selbst Toussaint's eigener Bruder, General Paul Louverture, der in St. Domingo befehligte, ergab sich mit seinen Truppen. Nur Christoph, Dessalines und m. a. waren Toussaint treu geblieben, und fochten in den Gebirgen, bis endlich beide Partheien, gleich ermüdet, einen versöhnenden Frieden abschlossen, zufolge dessen sich Toussaint mit seinen Generalen unter Leclerc's Befehl stellte.

Toussaint wurde später, weil man ihn beschuldigte, mit

den Engländern, die lange St. Nicolaus besetzt hielten, in Verbindung zu stehen, mit seiner Familie nach Frankreich eingeschifft, wo er — man weiß auf Hayti nicht, auf welche Art — umgekommen ist.

Die Qualen, welche Madame Toussaint erlitten hat, sind in einer haytischen Zeitung vom Jahre 1808 geschildert. Nachdem sie alle Leiden mit Standhaftigkeit ausgehalten, wurde sie frei gelassen; sie lebte bis zur Abfahrt eines Schiffes nach dem neuen Kontinent in einem anständigen Hause zu Paris. Vor ihrer Abreise erhielt sie noch einen Diamantring von hohem Werth, nachdem man sie zuvor für unschuldig erklärt hatte.

Nach der Verhaftung des Toussaint-Louverture wurde die Sclaverei neuerdings proklamirt. Damals mögen die Franzosen wohl gerechte Rache an den Schwarzen genommen haben. Die Schwarzen griffen abermals zu den Waffen, bis endlich der Aufstand allgemein wurde, und sich Jacob Dessalines an die Spitze des Eingebornen stellte. Mit ihm verbanden sich 1803 Christoph und Petion*) u. s. w. Dieser Krieg war einer der blutigsten, und endete mit der gänzlichen Vertreibung der Franzosen aus diesem Theile der Insel, wozu besonders auch der Tod Leclerc's am 28. Nov. 1803 viel beitrug**).

Das zahlreiche Heer, welches nun zu einem Häuflein von Flüchtigen herabgeschmolzen war, hatte sich nach der Stadt St. Domingo geflüchtet. Die Rache, welche die Schwarzen dazumal an den Weißen verübten, war grenzenlos gewesen.

Am 1. Januar 1804 verkündeten die Neger die Unabhängigkeit der Insel, änderten den Namen St. Domingo in

---

*) Petion nicht Pethion, zufolge seiner eigenen Unterschrift, die ich besitze.

**) Lacroix. Histoire de la révolution de St. Domingue.

Hayti, und errichteten einen Freistaat, an dessen Spitze sich der älteste Feldherr Jacob Dessalines stellte*). Ungeachtet der allgemeinen Niedermetzelung der Weißen hatten die Schwarzen doch die Vorsicht gebraucht, einzelne ihnen unentbehrliche Individuen, als Geistliche, Schullehrer, Schriftsetzer, Buchdrucker u. dgl. während der Schreckensscenen ins Gefängniß zu werfen, denen alsdann größtentheils unter der Bedingung, daß sie ihrem alten Vaterlande abschwören und dem neuen Dienste leisten wollten, das Leben geschenkt wurde. An prunkenden und lockenden Proclamationen fehlte es daher nicht.

Den 8. October 1804, nahm Dessalines aus prahlerischer Nachahmungssucht den Titel eines Kaisers als Jacob I. an. Jenes Häuflein Franzosen, welche noch immer die Stadt St. Domingo besetzt hielten, war ein Gegenstand seiner vollen Aufmerksamkeit, und es wurde eine Expedition nach diesem Orte, um den gefährlichen Nachbar gänzlich zu vertilgen, zu Stande gebracht. Der auf Dessalines Befehl ausgefertigte Bericht über den Feldzug ist in meinen Händen, und es geht daraus hervor, daß Dessalines nach einer zweimonatlichen Belagerung sich endlich zurück ziehen mußte, wobei er seine Wuth auf eine schreckliche Weise an den Bewohnern des spanischen Antheils der Insel kühlte.

Gleich nach dieser mißlungenen Expedition vernichtete Dessalines mehrere Weiße, die er als Spione im Verdacht hatte. Auch war er eifrigst bemüht, das Volk den Eid der Treue ablegen zu lassen. Hierüber enthalten Haytische Blätter Folgendes:

„Am 15. Juni 1805 versammelten sich die Truppen auf der Place d'armes und bildeten ein Viereck; Pflanzer, Bürger, Männer, Weiber, Kinder und Greise strömten massenweise herzu, um den großen merkwürdigen Tag durch

---

*) Gazette politique et commercielle de Hayti 1804.

Jubel zu verherrlichen. Um 6 Uhr kam Dessalines mit seinen Generälen im Kreise an und wurde mit Jubelgeschrei und Janitscharenmusik empfangen. Eine allgemeine Salve von allen Forts verkündete den constitutionellen Bund. Alle Gemüther waren in vollster Spannung. Die Civil- und Militärbehörden schloßen einen Kreis um den Thron der Constitution, welcher mit Nationalfarben decorirt war. Der Staatssekretär stieg auf diesen erhabenen Ort in der Mitte des Platzes, und las die Constitution vor. Kaum waren die Glückwünsche verklungen, als Dessalines sich in folgenden Worten an das Volk wendete:

„„Haytier! die politischen Gewitter, welche über diesem Lande wütheten, scheinen vertrieben zu seyn. Nach dem allgemeinen Sturm ist ein Augenblick der Stille eingetreten, und ihr habt gewollt, daß die Ruhe der Krieger durch die Wachsamkeit des Gesetzgebers geehrt werde. In dem Moment, da ihr eure Blicke auf eine Constitution richtet, welche eure Rechte schützt, tretet ihr in den Rang der civilisirten Nationen.““

Als sich der Usurpator unter Kanonendonner und Musik nach dem Palast begeben hatte, endete das Fest mit einem großen Gastmahle, wobei einige Gesundheiten getrunken wurden.“

Ungeachtet aller Schmeicheleien, welche ihm häufig dargebracht wurden, verübte Dessalines viele Grausamkeiten, zeigte hauptsächlich gegen die Weißen und farbigen Leute unter dem Vorwande der Gesetzlichkeit Züge von Barbarei, Willkühr und Mordsucht. Seine Proklamationen, sich unter seinen Schutz zu begeben, hatten mehrere Weiße herbeigelockt, die dann durch einen heimlichen Befehl vom 28. Februar 1805, mit Ausnahme der Prediger und Gesundheitsoffiziere, größtentheils ein Opfer seiner Rache wurden.

Die Regierung befand sich während letzterer Zeit in einem

zerrütteten Zustande (heißt es in haytischen Schriften); die drohenden Worte des Tyrannen erregten jeden Tag mehr Haß unter seinem eigenen Volke, und so beschloß es seinen Untergang.

Eine Zeitung von Hayti enthält hierüber Folgendes:

Capstadt, den 5. November 1806.

Ursachen, welche auseinanderzusetzen unnöthig ist, haben uns verhindert, die Begebenheiten, die sich in der Süd- und Westprovinz zugetragen haben, früher als eben jetzt bekannt zu machen. Seit einiger Zeit entwickelten sich in verschiedenen Gegenden Hayti's unzufriedene Gesinnungen. Eine schlechte Administration und vielfache Ungerechtigkeiten verursachten einen Abscheu gegen das nunmehr umgestoßene Gouvernement.

Der größte Theil der Offiziere, scheint es, entrüstete sich über die schlechte Behandlung, die ihnen und den Soldaten widerfuhr; denn die letzteren waren ohne Kleidung, Nahrung und Zahlung dem größten Elende Preis gegeben, während Equipierungsstücke genug in den Magazinen lagen, und die Staatskassen hinlängliche Zahlungsmittel darboten. Und so brach denn eine Umwälzung aus, deren Zweck es war, einen würdigen, durch Charakter und Verdienste ausgezeichneten Manne, der durch seine Macht, das Glück der Unterthanen verbürgt, und über sie die Vortheile einer väterlichen Verwaltung ausbreiten wird, an die Spitze der Regierung zu stellen."

Baron Vastey liefert uns Folgendes über diesen Vorfall. Die Verschwörung gegen Dessalines wurde von dem Kriegsminister Gerin, von dem Generalcommandanten Petion, von Yayou und andern Mulatten-Generälen geleitet. In der Nacht vom **15.** October **1806** ritt Dessalines mit einigen zwanzig Mann Bedeckung über das Blachfeld von Cul de Sac, um sich nach Port-au-Prince zu begeben. Als er

noch einige hundert Schritte von der rothen Brücke ohnweit Port-au-Prince entfernt war, sah er auf beiden Seiten des Weges Truppen in Schlachtordnung aufgestellt. Nichts Böses ahnend, ritt er seinen Weg fort.

Als er bei den Truppen ankam, hörte er von Tausenden das Geschrei: halt! halt! wiederholen. Auch jetzt noch ohne Sorgen, ritt er zwischen die gefällten Bajonette, und schrie: „Soldaten, kennt ihr mich nicht?" — Die Truppen, von Ehrfurcht und Schrecken überwältigt, wagten es nicht, Hand an ihn zu legen. Nur einer der Verwegensten zielte nach ihm. Dessalines tödtete ihn sogleich durch einen Pistolenschuß. In diesem Augenblicke war es, daß Gerin, Yayon und Andere, die hinter dem Gebüsche versteckt waren, „Feuer" commandirten. Hierauf erfolgte eine allgemeine Salve, die Dessalines und sein Pferd auf der Stelle todt darnieder streckte. Auf diese Art endete Dessalines in der Mitte seiner schwarzen Waffenbrüder, nachdem er ein Jahr, zehn Monate und sechsundzwanzig Tage als Usurpator geherrscht.

Es erschien nun eine Proklamation, welche die Grausamkeiten Dessalines mit den lebhaftesten Farben schilderte.

Ueber sein Privatleben findet sich Mehreres in dem Werke: Voyage d'un Naturaliste, par Descourtils. Er war verheirathet, hatte auch Kinder, lebte jedoch in völliger Polygamie. Seine Maitressen, deren er gegen zwanzig gehabt haben soll, kosteten den Staat jährlich 20,000 Piaster.

IV.

Faktionen auf Hayti.

Ueber die Wahl eines neuen Beherrschers von Hayti waren die Meinungen sehr getheilt. Baron Vastey behauptet, daß Christoph unter den schmeichelhaftesten Einladungen allgemein verlangt worden sey. Wenn man aber erwägt, wie partheiisch sich Vastey in seinem Werke ausgesprochen, so wird man es glaubwürdiger finden, daß die Südprovinz, die ohnehin viele Mulatten zählte, weit lieber einen Mulatten als einen Schwarzen an ihrer Spitze sah, obgleich Niemand dem Christoph als dem ältesten Feldherrn das Recht hiezu absprechen konnte.

Indessen lud wirklich eine Adresse vom 21. October 1806 den General Christoph (der seit dem 5. Juni 1805 zum Obergeneral der Nordprovinz ernannt war) nach Port-au-Prince ein, wo er sich an die Spitze des zerrütteten Gouvernements stellen sollte. Es unterzeichneten sich Gérin, Petion, Yayon und Vaval (Brigade-Generäle), Brunet (Intendant und Stabsmajor) im Hauptquartier zu Port-au-Prince, den 21. October 1806.

Christoph wagte es nicht, diesem Ruf Folge zu leisten, sondern blieb auf der Grenze mit einer starken Bedeckung stehen, und schickte blos seine Deputirten zur Staatsversammlung nach Port-au-Prince. Der Eröffnungstag der Conferenzen des gesetzgebenden Körpers erschien. Die Ver-

sammlung sollte aus 60 Gliedern bestehen. Da sich aber statt dessen achtundsiebenzig einfanden, nämlich für die Südprovinz achtzehn Stimmen mehr als für die Nordprovinz, so entzweiten sich die Glieder, und die Deputirten der Nordprovinz mußten sich unverrichteter Sache zurückziehen. Petion wurde sodann, am 27. Dezember 1806, als Präsident der Republik von Hayti ausgerufen.

Christoph wollte diesen konstitutionellen Bund nicht anerkennen, sondern rüstete sich zum Kampf und marschirte mit allen seinen Truppen gegen Port-au-Prince. In der Gegend von Cibert begegnete er am 15. Januar 1807 der Armee von Petion, die ebenfalls schon auf dem Marsche begriffen war. Hier wurde eines der hitzigsten Treffen geliefert, in Folge dessen Christoph den Rückzug nehmen mußte; wiewohl Vastey versichert, daß er es gutwillig gethan habe, um weiterem Blutvergießen zu steuern. Jedenfalls trat nun eine völlige Trennung beider Staaten ein, und jedes der Oberhäupter suchte dem seinigen eine neue Verfassung zu geben. Petion, den Nordamerikanern nachahmend, gab eine rein republikanische, während Christoph das Staatsgebäude auf monarchische Principien gründete. Er versammelte einen Staatsrath im Cap, der aus den ältesten Generälen bestand und die Constitution vom 17. Februar 1807 zu Stande brachte.

Das Gouvernement nahm den Namen Staat von Hayti und Christoph den eines Präsidenten und Generalissimus der Land- und Seemacht an. Diese Würde sollte er Zeitlebens begleiten, und das Recht haben, sich unter den Generälen seinen Nachfolger zu wählen. In der Nordprovinz blieb es ruhig, Christoph beschäftigte sich mit Einrichtung des neuen Gouvernements. Allein in der Südprovinz war die Ruhe noch nicht hergestellt. In las Cayas und Aquin wurden unterdessen bei neuen Aufständen mehrere Generäle, als Men-

tor, Germain, Moreau und Lafleur ermordet. Ein gewisser Baptiste Duperier, genannt Goman, setzte sich in unzugänglichen Gebirgen fest, und erkannte weder das eine noch das andere Gouvernement an; Petion führte lange Krieg mit ihm.

Im Jahre 1810 kehrte Richaud aus Frankreich mit Unterhandlungstraktaten zurück, die jedoch verworfen wurden. Petion machte ihn zum Divisions-General; bald darauf veruneinigten sich beide Chefs, und Richaud riß einen Theil der Südprovinz an sich. Mehrere Chefs fielen als Opfer, unter ihnen Magloire und Yayon; selbst Gérin fiel später durch den Obrist Bruny in Anse-à-venu*). Der Letztere wurde aber bald nachher selbst geopfert.

Christoph sandte zu dieser Zeit Abgeordnete nach der Süd- und Westprovinz, welche die Einwohner auffordern sollten, unter seine Befehle zu treten. Allein da man sie nur verspottete, so scheiterten Christophs Plane. Doch loderte der Bürgerkrieg noch eine Zeitlang mit allen Grausamkeiten fort, bis endlich ein versöhnender Friede abgeschlossen wurde, zufolge dessen Richaud den Oberbefehl über die Südprovinz, und Petion die Präsidentschaft über die Republik behielt. Kurze Zeit darauf wurde Richaud von einem Fieber weggerafft. Vor seinem Tode wählte er noch den ältesten seiner Generäle, Borgella, zu seinem Nachfolger.

Christoph warf sich im Jahre 1811 unter dem Namen Henry I. zum Könige von Hayti auf. Der vorgebliche Erzbischof Gonzalez, den sich Christoph selbst geschaffen hatte, weil ihm der Papst in Rom keinen gestattete, setzte am 2. Juni Christoph und dessen Gemahlin Marie Louise die königliche Krone auf. Vastey's schmeichelhafte Feder sagt: Bei seiner Erscheinung auf dem Throne behielt der König seinen

---

*) Eine kleine Insel auf der Südseite von Domingo.

gewöhnlichen Charakter: er war nicht verblendet, nicht im geringsten befangen, noch gewahrte man die mindeste Veränderung in seinem Antlitz. Mit Offenheit und Geistesgegenwart sprach er folgende Worte im Beisein der hohen Autoritäten des Reiches:

„„Ich schwöre, die Integrität des Reiches Hayti zu bewahren, und niemals, unter welchem Vorwande es auch seyn möge, die Sclaverei noch andere Maßregeln, die unsern Militair- und Civilrechten entgegen sind, zu dulden; ich schwöre, die Ordnung der Apanagen, die Rechte der Gutsbesitzer aufrecht zu erhalten, und nur in der einzigen Absicht zu regieren, damit das Glück und die Ehre der großen Familie Haytis erhalten und befördert werde.““

Die Mitglieder der königlichen Familie wurden als Prinzen und Prinzessinnen mit dem Titel „königliche Hoheit“ begrüßt. Christoph richtete seinen neugeschaffenen Hofstaat ganz auf europäischen Fuß ein, was allerdings den Schwarzen schmeichelte, die sich aus ihren frühern, zum Theile elenden Verhältnissen plötzlich hinweggerückt und von Glanz, Pracht und Fülle umgeben sahen.

Als diese und ähnliche Einrichtungen getroffen waren, blieb es eine Zeitlang ruhig; aber im Jahre 1813 kam es zu neuen Thätlichkeiten zwischen den beiden Staaten. Vastey beschuldigt mehrere Weiße (Franzosen) und farbige Leute der Verrätherei; die Republikaner jedoch behaupten das Gegentheil. Indeß ist es wohl möglich, daß die Farbigen in Christophs Bezirk für Petions Vortheil etwas zu thun suchten, da dieser seine Unterthanen weit gelinder behandelte. Christoph glaubte sich veranlaßt, Rüstungen zu betreiben und mit allen seinen Truppen gegen Port-au-Prince zu ziehen. Das erste Unternehmen war die Bestürmung des Forts Cibert, welches sich auch ergeben mußte. Nun rückte Christoph weiter vor. In der Ebene von Cul de Sac trafen beide Ar-

meen auf einander und lieferten eine mörderische Schlacht. Boyer, nachmaliger Präsident, kommandirte die republikanische Armee. Sie mußte zwar nach Port-au-Prince zurück marschiren, allein Bargella, Richauds Nachfolger, hatte sich indessen mit Petion vereinigt, und so kam er mit einer ziemlich starken Armee in Port-au-Prince an. Neue Aufstände riefen Christoph nach St. Maros. Er übergab das Commando dem Marschall Fürsten von Limbé. Doch kaum hatte er sich aus dem Lager entfernt, so empörte sich eine ganze Division, welche unter den Befehlen des Herzogs von Plaisance stand, und ging zu Petion über. Dieses Ereigniß schwächte die Armee beträchtlich, auch war es im Innern an mehreren Orten zu Aufständen gekommen. Deßhalb begab sich Christoph nach einer Belagerung von 75 Tagen nach seiner Provinz zurück.

Petion hätte damals leicht das Königreich erobern können, allein dann wäre ein entsetzliches Blutbad über das Land ergangen. Er begnügte sich daher, den Feind bis über die Grenze zu verfolgen. Hierauf blieben beide Parteien ruhig; Christoph beschäftigte sich mit der Einrichtung seines Landes. Seine treuen Diener erhob er zu Rang und Ansehen, und herrschte nun mit unumschränkter Gewalt über seine Neger.

Als im Jahre 1814 Ludwig XVIII. wieder den Thron bestieg, war Frankreich bemüht, die Insel abermals unter seine Herrschaft zu bringen, und deshalb wurden Unterhandlungen mit beiden Chefs angeknüpft. Zu diesem Ende wurden drei Personen nach Westindien geschickt, Dauxion Lavaysse, Dravermann und Medina. Sie landeten auf Jamaica. Es traf sich, daß zur selben Zeit ein im Cap ansäßiger Kaufmann, ein Franzose, eine merkantilische Reise dahin unternahm. Diesem trug Christoph, der von der Mission schon unterrichtet war, auf, sich nach ihrem eigentlichen Zweck

und den dabei obwaltenden Gesinnungen zu erkundigen. Montorsier — so hieß der Kaufmann — ermangelte nicht, sogleich nach seiner Ankunft auf Jamaica sich in das Haus dieser Herren zu begeben, wo er Lavaysse krank antraf. Als Landsleute wurden beide bald näher bekannt. Letzterer suchte Montorsier für seine Angelegenheiten zu gewinnen, was ihm dieser auch zusagte, und dabei versprach, die Sache so viel als möglich zu betreiben. Montorsier kehrte nach Hayti zurück, mit einem Schreiben von Lavaysse an den König. Christoph befand sich eben in Sans-Souci, als Montorsier im Cap ankam. Dieser wollte die Papiere dem Baron Dupuy, der in Abwesenheit des Königs dergleichen zu übernehmen hatte, nicht übergeben, sondern sie in Christophs eigene Hände legen. Christoph verfügte sich also nach dem Cap, und ertheilte ihm eine Audienz. Um Montorsier auszuforschen, nahm der Fürst die Miene und den Ton freundschaftlicher Vertraulichkeit an, und fragte den Unterhändler: „Was, glauben Sie wohl, würde meine Belohnung seyn, wenn ich mich freiwillig wieder unter französischen Schutz stellte?“ — „Ew. Majestät werden souverainer Herr und Eigenthümer von der Insel Tortue seyn; oder Sie könnten residiren, wo es Ihnen beliebte, sey es nun in Frankreich, in den vereinigten Staaten von Nordamerika, oder wo immer. Allenthalben werden Sie von dem Wohlwollen Seiner Majestät Ludwigs **XVIII.** begleitet seyn.“ — Christoph, schlau genug, antwortete: „Ich hänge keineswegs an dem Thron noch an der Krone, und würde gerne herabsteigen, und ganz Verzicht darauf leisten, wenn ich mir schmeicheln dürfte, an irgend einem Orte meine Tage ruhig im Schooße meiner Familie zuzubringen.“ — „Eben das ist es, was man wünschte,“ unterbrach ihn Montorsier, indem er seine Hand ergriff und drückte; „man besorgte, daß Ew. Majestät sich dazu nicht werden entschließen mögen; nun aber ist das Hin-

derniß gehoben.“ — „Aber,“ erwiederte Christoph, „was werden meine Offiziere, Minister und Staatsglieder dazu sagen? Sie werden sich mit aller Gewalt dagegen setzen.“ — „Man muß sie zu bewegen suchen,“ erwiederte Montorsier ruhig.

Kaum hatte dieser die Worte gesprochen, als sich Christoph erhob und mit lauter Stimme rief: „Zu mir, meine Offiziere! Man will euch die Freiheit rauben, man macht mir Zumuthungen, ich soll euch bereden, eure geleisteten Eide zu brechen!“

Die Offiziere stürzten auf diesen Ruf mit einemmale aus dem Nebenzimmer herein, Montorsier erwachte aus seinem Traume, und begriff seinen Irrthum. Er zitterte am ganzen Körper, ward blaß, und gerieth in die sichtbarste Verwirrung. Die Offiziere wollten ihn auf der Stelle über den Balkon auf die Straße werfen, allein Christoph sagte: „nein, laßt ihn ruhig abziehen; genug, daß seine Anschläge entdeckt sind!“ Montorsier ging, er ist wahrscheinlich das blutige Opfer seiner Willfährigkeit geworden.

Christoph berief hierauf in Sans-Souci den großen Staatsrath zusammen, um der Nation die Papiere, von welchen Montorsier der Ueberbringer gewesen, vorzulegen. Hier theile ich den Eingang der hierauf Bezug nehmenden Aktenstücke mit, wie sie sich gedruckt in meinen Händen befinden.

Bekanntmachung

der Sitzungen des großen Raths der Nation.

Heute den **21.** October **1814** im elften Jahre unserer Unabhängigkeit, im vierten der Regierung Seiner Majestät, sind die Großwürdenträger, Staatsmänner und Administratoren durch allerhöchsten Befehl in den Palast von Sans-Souci zur Staatsversammlung berufen worden, um Kenntniß von

den Papieren zu nehmen, die es Seiner Majestät gefallen hat, ihnen zur Discussion vorzulegen. Die genannten Personen, in großer Hofgalla, sind durch den Groß-Ceremonienmeister, Herrn Baron von Sicard, nach ihrem Range placirt worden. Seine Majestät, unser sehr gerechter und sehr gnädiger Souverain, ist mit seiner königlichen Hoheit, Monseigneur dem Kronprinzen, an seiner Linken, und in Begleitung der Würdenträger der Krone, in dem Saale, unter dem Geschrei: „es lebe der König! es lebe der königliche Prinz!“ eingetreten.

Nachdem Seine Majestät sich auf den Thron begeben, sprachen Höchstdieselben folgende Worte:

Haytier! Wir haben euch versammelt, und zum allgemeinen Rath der Nation berufen, um euch von Papieren in Kenntniß zu setzen, die wir durch den General Dauxion Lavaysse vom französischen Kabinet erhalten haben. Haytier! Erwägt mit Weisheit und Bedächtigkeit, wie es Männern ziemt. Ueberlegt, was sich mit der Würde der Bevollmächtigten, welche die Nation repräsentiren, verträgt, und was sie in dieser Eigenschaft über ihr eigenes und über das Schicksal ihrer Mitbürger auszusprechen haben.

Graf Limonade, Staatssekretär und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, verlas hierauf den Brief von Dauxion Lavaysse.

Nachdem man den Inhalt desselben hinlänglich berathschlagt hatte, wurde einstimmig beschlossen, sich lieber unter dem Schutte der Mauern begraben, als wieder unter das Joch der Sclaverei beugen zu lassen. In diesem Anbetracht wurden nun alle möglichen Anstalten zur Vertheidigung der Insel getroffen. Kaum war die Resolution des allgemeinen Rathes der Nation in der Provinz bekannt, sagt Vastey, als sich schon Alles zum Kampfe vorbereitete; von allen Seiten griff man zu den Waffen. Jeder hielt Brände in Bereitschaft,

um, sobald die Franzosen den Fuß ans Land setzten, seine eigene Hütte den Flammen zu überliefern. Der Eine schärfte seinen Säbel, der Andere putzte seine Flinte, ein Dritter reparirte seinen Tornister. Die Weiber waren dabei nicht minder thätig, selbst das Kind verstand seine Mutter, machte auch guten Muthes sein kleines Päckchen zusammen, und zeigte mit den Fingern auf die Gebirge als den letzten Zufluchtsort gegen die Sclaverei.

Unterdessen hatten die Missionaire ihre Dispositionen getroffen, Davermann war bestimmt, sich nach der Südprovinz, Medina, sich nach der Nordprovinz zu Christoph zu begeben, und Dauxion Lavaysse ging nach Port-au-Prince zum Präsidenten Petion, dem er zuvor schon, durch einen Brief seine Ankunft gemeldet hatte, und von welchem er nicht als Feind, sondern freundschaftlich aufgenommen wurde. Christoph that das Gegentheil, sobald Medina sein Gebiet betrat; als er auf dem spanischen Antheile gelandet, ließ er ihn greifen, und stellte ihn vor Gericht. Christoph ließ seine Instructionen drucken, und begleitete sie mit einer Proklamation ans Volk, vom 10. November 1814, in welcher er Medina für einen Spion erklärte, und seine Verhaftung bekannt machte.

Einige Tage darauf begab sich der ganze Hof von Sans-Souci in die Capstadt, um dem Te deum beizuwohnen, welches der allmächtigen Gnade zum Dank und Opfer abgesungen wurde. Medina war bei diesem Te deum gegenwärtig; er saß ganz allein auf einer Bank, so daß er dem Anblicke des ganzen Volkes ausgesetzt war. Er hörte den Inhalt der Instructionen, wovon er der Ueberbringer gewesen war, wie auch den Inhalt des Briefes, und die Antwort des Volkes über diesen Gegenstand. Zu Ende des Te deum, heißt es weiter, wurden alle diese gedruckten Stücke an die Offiziere und anwesenden Personen vertheilt. Man kann sich die

Lage dieses Weißen denken, in der Mitte eines Haufens von Kriegern, die ihn wie ein bösartiges Thier mit dem Ausdrucke der Wuth und Rache betrachteten. Wahrscheinlich ist er auch auf die Seite geschafft worden.

Christoph sandte hierauf noch Proklamationen an die Südwestprovinz, in welchen er Petion der Verrätherei beschuldigte, und als einen Nationalfeind schilderte, der, mit den Franzosen im Bunde, das Volk in die Sclaverei zurückbringen wolle.

Christoph rüstete sich indeß zum Kampfe. Es erschien eine Verordnung zur Vertheidigung des Landes.

V.

Geschichte der Insel von 1814—1820 unter Christoph.

Die ganze Bevölkerung ward nun unter die Waffen gebracht. Alte und sonst Unfähige wurden in Festungen verlegt. Alle Magazine und Arsenale ließ Christoph mit Munition, und Equipirungsstücken anfüllen. Der Werth belief sich, nach der Angabe Vastey's, auf mehr als zwei Millionen Thaler, welche Summe auch baar bezahlt wurde.

Die von Christoph nach der Südwest-Provinz gesendeten Proklamationen waren fruchtlos geblieben. Er beschloß deßhalb, eine Gesandtschaft nach Port-au-Prince abgehen zu lassen; sie bestand aus vier Personen, zwei Mulatten und zwei Schwarzen. Graf Limonade hatte im Namen des Königs die Depesche ausgefertigt, welche folgende Artikel enthielt:

1. alles Vergangene der Vergessenheit zu überliefern;

2. eine Vereinigung beider Gouvernements einzuleiten: Präsident Petion sollte als General das Commando der Süd- und Westprovinz, alle Offiziere und Beamten sollten ihre Stellen behalten, und alle Gegenstände des Besitzes den Eigenthümern gesichert bleiben.

Als die vier Abgeordneten auf der Gränze angekommen waren, schrieb Graf Trou, Chef dieser Mission, an Petion, um ihn von seiner Ankunft und dem Zwecke seiner Mission in Kenntniß zu setzen. Petion antwortete sehr freundschaftlich,

daß die Abgeordneten mit aller Achtung, die man ihnen schuldig sey, aufgenommen werden sollten. Am 15. Februar 1815 kamen sie in Port-au-Prince an, wo sie unter vielfachem Geschrei: „la paix, la paix!" empfangen wurden. Als man des andern Tages die Depeschen eröffnete, fand Petion zu seinem Erstaunen eine Menge Bedingnisse, ja selbst die Beschuldigung, daß er mit den Franzosen in Verbindung stehe. In Folge dessen wurden die Unterhandlungen abgebrochen, ehe sie recht begonnen hatten und Christoph blieb fortwährend damit beschäftigt, die Insel auf den Fall eines Angriffs von Seite dern Franzosen in Vertheidigungsstand zu setzen.

Nach der Rückkunft der Deputirten antwortete Graf Limonade in einem gedruckten Brief an die Einwohner der Südwestprovinz, der mit einer kleinen Broschüre von Baron Vastey (le cris dela patrie) begleitet war; worauf jene wieder in einer Schrift: Le peuple dela republique d'Hayti a Messieurs Vastey et Limonade, erwiederten.

Während dieser Zeit, kam Daupion Lavayssé in Frankreich an (Januar 1815). Die französischen Zeitungen machten sich Hoffnung, durch Petion wieder in den Besitz der Insel zu kommen. Christoph erhielt alle diese Zeitungsblätter, und machte sie seinen Negern bekannt, er schilderte dabei fortwährend Petion als einen Treulosen und Landesverräther. Durch die Sorgfalt Petions wurden alle Schriften, die Christoph auch in seinem Gebiete bekannt machen wollte verbrannt.

Im August 1815, brach indessen in Port-au-Prince dennoch eine Verschwörung gegen Petion aus, deren Verzweigung sich bis Jacmel erstreckte. Das Complot wurde aber an demselben Tage, als Petion ermordet werden sollte, entdeckt, und die Häupter bestraft.

Im Jahre 1816 sandte die französische Regierung wie-

der eine Commission nach Hayti, an deren Spitze de Ton-Tayer stand, um Petion zur Anerkennung der französischen Oberherrschaft zu bewegen. An Christoph aber, bei dem die Art der Aufnahme sich schon voraussetzen ließ, sandte man nur Briefe, mit der Aufschrift: **A Monsieur le General Christoph au Cap français**, die aber nicht angenommen wurden.

Indeß ward **1816** die Citadelle von Mussouci aufgeführt und zwar durch Neger, die hart behandelt und schlecht bezahlt wurden. Ueberhaupt ließ Christoph mit immer größerer Keckheit die Neger seine Willkührmacht fühlen und oft auf ein geringes Vergehen hin die Todesstrafe vollstrecken. Indeß arbeitete er unausgesetzt an Verbesserung des Reichs und berief sogar aus Hamburg Künstler zu sich hinüber.

So standen die Sachen, als im April **1818** Petion mit Tode abging. Er ward von seinem Volke allgemein geliebt, und aufrichtig beweint, was er vermöge seiner Bildung, Klugheit und menschenfreundlichen Gesinnung wohl verdiente. An Petions Stelle, ward General Boyer, Petions Sekretär, als Präsident der Republik ausgerufen.

Christoph war mit seiner Familie in Port-au-Vair, als er den Tod Petions vernahm. Aus St. Marco an der Gränze erließ er eine Proklamation an die Südprovinz, worin er sie durch mancherlei Versprechungen unter seinen Zepter locken wollte; allein man gab eine kräftige Antwort, die ihm jede Aussicht auf die Herrschaft über dieses Gebiet vereitelte.

Damals verkündeten die Zeitungen, daß Christoph ein großes Stück unbebauten Landes an sein Militair vertheilt habe; jeder erhielt auch nach Verhältniß seines Ranges einen Theil davon. Da aber die ganze Woche, selbst von den Weibern, für ihn gefröhnt werden mußte, so blieb Wenigen Zeit übrig, für ihren eigenen Nutzen thätig zu seyn.

So verhielt es sich, als ich in Hayti ankam.

Im August 1820 erkrankte Christoph, und wurde nach seinem Lustschlosse Sans-Souci gebracht, wo er einige Wochen das Bett hütete. Diesen günstigen Augenblick benutzten mehrere der Vornehmsten aus seiner Umgebung, um eine Verschwörung anzuzetteln. An deren Spitze stand der Duc de Marmelade, Gouverneur der Capstadt und der Kriegsminister Prince de Limbé.

Am 6. October 1820 traf Nachmittags die Nachricht ein, in St. Marc sey eine Empörung ausgebrochen; doch Niemand wußte etwas Näheres. Gegen Abend vernahm man ein dumpfes Getöse und Laufen durch die Straßen. Unruhe und Angst erschien auf allen Gesichtern, dieß gab deutlich zu erkennen, daß etwas Außerordentliches sich vorbereite.

Niemand war mehr beängstiget als wir Weißen, da man allgemein fürchtete, es sey gegen uns ein Anschlag im Werke. Wir versammelten uns daher unverzüglich um zu berathschlagen, welche Maaßregeln wir zu unserm Schutze zu ergreifen hätten. Wir beschlossen, uns an Bord der Schiffe zu flüchten, die im Nothfall ihre Anker lichten und absegeln könnten. Wir säumten keinen Augenblick uns dahin zu begeben; doch — welch neuer Schrecken, da wir alle Ufer mit Negerwachen besetzt fanden, die vom Gouverneur den ausdrücklichen Befehl hatten; Jedermann zurückzuweisen, der sich einschiffen wolle. Unsere Besorgnisse wurden hierdurch bestärkt. Wir begaben uns daher nach unsern Wohnungen zurück, deren Thüren wir so viel als möglich verrammelten, hielten die Waffen bereit, und erwarteten zur Gegenwehr entschlossen, unser Schicksal.

Wie die Nacht eintrat, vermehrte sich auch der Lärm in den Straßen. Gegen 11 Uhr riefen Trompetenschall und Trommelschlag die Truppen zusammen. Das Waffengeklirr,

das fürchterliche Geschrei der Negerwachen, das Umhersprengen der Reiterei durch die Gassen und die Feuerfluthen, die von Christophs angezündeten Plantagen und Habitationen am Himmel emporstiegen, steigerten fortwährend unsere Bestürzung. Dieses wilde Toben dauerte bis zum Morgen.

Da in solch einem Zustand der Dinge alle Ordnung aufhört, so konnten die Neger nach Belieben Raub, Mord und jede Gräuelthat ungehindert verüben. Glücklicherweise jedoch fehlte es ihnen an Zeit hiezu; denn jeder wehrfähige Neger mußte auf den Versammlungsplatz eilen, wo auch schon seit Tagesanbruch Alles in Bereitschaft stand, die ferneren Befehle des Duc de Marmelade zu vernehmen; denn in der Capstadt war auch nicht ein Einziger, der zu Christophs Vertheidigung eine Pistole abgefeuert hätte.

Früh Morgens versammelte sich ein zahlreicher Negerhaufe, von einem Offizier geführt, vor dem Hause, welches wir bewohnten. Der Offizier übergab dem Herrn Hoffmann, Handlungsagenten des Herrn Baron von Dietrich in Wien, einen schriftlichen Befehl des Gouverneurs, ihm so viele Feuergewehre zu verabfolgen, als der Offizier verlangen werde*), und nebstbei dem Gouverneur eine Summe von einigen Tausend spanischen Thalern vorzustrecken**). Jedes Widerstreben würde unter solchen Umständen eben so tollkühn als fruchtlos gewesen seyn. Der Wille des Gouverneurs wurde vollzogen. In der Folge ward für das Empfangene Zahlung in Kaffee geleistet.

Ungeduldig und in voller Hitze brachen sie die Kisten auf und vertheilten die Waffen. Da nun alles gerüstet war, folgte dieses Gesindel dem Militär nach Haut du Cap, wo ein Lager aufgeschlagen wurde. Aus dem Arsenal führte

---

*) Unser Schiff hatte ein Ladung Waffen und Munition an Bord.

**) Diese wurden unter das Militär vertheilt.

man in der größten Schnelligkeit mehrere Kanonen nach Haut du Cap. Christophs Mehlmagazine in Petite-Anse kamen nun seinen Gegnern trefflich zu statten. Schlachtvieh wurde aus der Umgegend zusammengetrieben; es fehlte daher nicht an Lebensmitteln.

Christoph erfuhr bald in Sans-Souci die Vorfälle der vergangenen Nacht. Er sann auf Rettung, und versuchte alle Mittel um die Empörung zu unterdrücken. Auf die Kunde, daß ein Weißer dem Volke Waffen geliefert habe, gab er dem Gouverneur den Befehl, alle Weißen niedermachen zu lassen; aber Marmelade, von dem er nicht wußte, daß er an der Spitze der Verschwörung stund, schützte uns im Gegentheile. Christoph rief nun seine Garden, von denen er 1000 Mann in Sans-Souci beisammen haben konnte, unter die Waffen, und ließ sie den Eid der Treue erneuern. Die Folgen seiner Krankheit erlaubten ihm noch nicht, selbst das Commando zu übernehmen, er übertrug daher den Befehl einem seiner Verwandten dem Duc de Cort Royal. Der Kronprinz und andere Generäle begleiteten ihn.

Mittlerweile hatten sich die Rebellen in Haut du Cap verschanzt, und bereits Batterien aufgeworfen. Die Garden rückten zwar rasch vor; allein ihr Angriff war schwach, und während jene schrieen: „Vive l'indépendence. vive le Géneral Richard," steckten sie weiße Tücher auf die Bajonette und gingen unter Geschrei zu ihren Brüdern über. Ihre Anführer flüchteten sich allein in größter Eile nach Sans-Souci, um Christoph von dem Vorgefallenen zu unterrichten; alle seine Freunde verließen ihn nun, nur Baron Dupuy hielt Stand. Christoph soll ihm gesagt haben: „Retten Sie sich, meine Zeit ist aus," worauf er sich ins Bett begab, und sein Leben durch einen Pistolenschuß endete (8. October).

Am Tage nach Christophs Tode wurden seine Gemahlin,

der Kronprinz, die beiden Prinzessinnen und die übrige Familie auf Pferden unter dem Jubelgeschrei des Pöbels, unter Glockengeläute und dem Donner der Kanonen nach der Capstadt gebracht; wo die Damen Zimmerarrest bekamen, die Männer aber ins Gefängniß geworfen wurden. Am 9. Oct. wurden die Verhaßtesten, worunter sich auch Christophs Sohn, Victor Henri, befand — ermordet; dieser hat bitterlich geweint, als man ihn erdolchte. Der Herzog Fort Royal schrie jedoch bis auf den letzten Augenblick: „Vive Henri Christoph, roi d'Hayti.“ Der Herzog Laxavon ward der Rache des Militairs überlassen, das ihn mit Bajonetten erstach. Baron Vastey, Herausgeber der erwähnten Schriften auf Hayti, ward gleichfalls ermordet; seinen Leichnam wollte man gar nicht beerdigen; man warf ihn in einen alten Brunnen, wo ich ihn selbst noch gesehen habe. Die Leichname der andern Unglücklichen wurden unweit des Hospitals bei einem kleinen Gebüsch in ein Loch geworfen. Christophs Körper ward in der Henri-Citadelle in eine Kalkgrube gelegt.

Das Lager in Haut du Cap blieb noch stehen. Ich begab mich mit einigen Weißen auch dahin. Da standen eine Menge Hütten von Baumzweigen und Palmblättern, da wurde gekocht und gebacken, getanzt und gesungen.

Christophs schönes Schloß Sans-Souci ward geplündert und sehr verwüstet. Der ganze Theil der Insel, welcher unter Christophs Botmäßigkeit stand, gerieth in einen Zustand der vollkommensten Anarchie. Ueberall hörte man den tollen Ruf: „Liberté Egalité.“ Der rohe Neger raubte unter diesem Vorwande nach Herzenslust in der Gegend umher. Kein Gesetz hielt den wilden Schwarm in Schranken, Alles fühlte sich frei und ungebunden. Aber auch die Weißen konnten nun ohne Paß reisen, wohin sie wollten, wiewohl ihnen für ihre Sicherheit freilich Niemand bürgte. Während dieser Zeit sah man oft die drolligsten Scenen. Hier z. B.

lief ein halb nackter Neger, einen prächtigen, mit Goldtressen besetzten Federhut auf dem Kopfe; dort stolzierte ein anderer ohne Schuhe mit seinen plumpen Füßen, in einer eleganten mit Gold verbräumten Offiziersuniform einher, während wieder ein Negerkerl auf einem Esel daher trabte, mit bunten Schwals behangen, als den Trophäen frechen Raubes.

Indeß rückte Präsident Boyer, der von Allem, was hier vorgefallen war, vollkommene Kunde erhalten hatte, mit einem Heer von **15,000** Mann heran. Es lag nicht in dem Plane der Rebellen, sich unter die Befehle Boyer's zu stellen. Die Christoph'schen Generäle hatten sämmtlich andere Namen angenommen. Es war alles in einem zerrütteten Zustande. Ehe daher ein neues Gouvernement errichtet werden konnte, rückte Boyer vor. Jeder Widerstand würde fruchtlos gewesen seyn, und es erfolgte nunmehr eine Proklamation des Inhalts:

Bürger und Soldaten! Der Magistrat und die Generäle machen euch mit lebhafter Freude bekannt, daß von nun an nur e i n Gouvernement und e i n e Constitution auf Hayti existire. Der Friede ist zurückgekehrt, alle Haytier sind Brüder und vereint. Der Präsident Boyer und seine Armee werden bald in dieser Stadt eintreffen, um den Frieden zu schließen. Bereitet euch vor, sie mit jenem Enthusiasmus zu empfangen, der ächten Haytiern ziemt. In Folge-dessen wiederholen wir tausend Mal den Ruf: „Es lebe die Republik Hayti! Es lebe Freiheit und Gleichheit; Es lebe Präsident Boyer!" Gegeben im Hotel der Capstadt am **21.** October **1820.**

Am **26.** October rückte Präsident Boyer mit seiner Armee unter Kanonendonner, Glockengeläute und großem Pomp in die Capstadt ein. Er begab sich nach dem Pallaste Christophs, wo schon Alles in Bereitschaft stand, die fremden Gäste zu empfangen.

Nach einigen Tagen schenkte Präsident Boyer Madame

Christoph und ihren Töchtern die Freiheit, worauf sie sich sogleich nach Port-au-Prince, und von da später nach England einschifften. Er war sehr betrübt über die Gewaltthätigkeiten, die man an dem jungen Henry und an der übrigen Verwandschaft ausgeübt hatte. Der Wittwe Christophs überließ er auch noch ihren Privatschatz, wovon sie derzeit in Italien anständig lebt.

Boyers Charakter hat sich überaus mild und menschenfreundlich bewiesen. Er versteht das Volk durch Güte zu regieren. Ich wohnte einigen Anreden bei, die er an dasselbe hielt, wobei man öfter den Ausdruck: „meine Kinder, Brüder und Freunde“ vernahm, was bei diesen Negern einen ganz besondern Enthusiasmus erweckte. Seine Erziehung hat er in Frankreich erhalten und wurde, als er nach Hayti zurückkam, Petions Sekretär. In den Kriegen zwischen Petion und Christoph hatte er auch einen Theil der Südarmee als General commandiert. Er ist ein Mulatte, sein Aeußeres verspricht wenig; er ist klein, mager. Er liebt das Einfache. Ich sah ihn nie anders als in einer schlichten blauen Uniform, und mit einem dreieckigen Hute. Er ist sehr populär und benimmt sich überaus höflich und wohlwollend. Er hatte nunmehr die allgemeine Ordnung völlig wieder hergestellt. Die Noblesse und der Hofstaat waren aufgehoben. Alle Fürsten, Grafen, u. s. w. hatten die Maske abgelegt, und waren nunmehr als Stabsoffiziere untergebracht. Das gemeine Volk lebte fortwährend im Taumel der Freude, von allen den schweren und lästigen Arbeiten befreit zu seyn, mit welchen sie Christoph unaufhörlich gedrückt hatte. Jeder kehrte nach seiner Wohnung zurück, um sein eigenes Land zu bebauen oder — und dieß war bei sehr Vielen der Fall — sich seiner Trägheit zu überlassen.

Ein großer Theil von Boyers Armee war wieder nach der Südprovinz abgezogen. Boyer selbst machte nun An-

stalten zu seiner Abreise; zuvor sollte aber das Volk noch den Eid der Treue gegen die Republik und die Constitution ablegen, und zwar geschah dieß bei Aufpflanzung eines Constitutionsbaums unter freiem Himmel. Boyer setzte den mit einer rothen Tuchmütze gekrönten Baum, eine Kohlpalme, ein, jeder der Generäle warf zum Zeichen des Schwurs eine Schaufel voll Erde dazu, und darauf folgte ein allgemeines Volksfest. Der Präsident, der auf der Henri-Citadelle einen Schatz von 20 Millionen spanischen Thalern entdeckt hatte, ließ bei seiner Abreise nach Port au Prince den General Maner als Gouverneur der Capstadt zurück, und gerne fügte sich das Volk den Befehlen dieses Negers, während ein Farbiger keinen günstigen Eindruck gemacht haben würde. Das Militair wurde equipirt und gut genährt, und bekam den Sold so regelmäßig, wie das des Präsidenten.

Dessen ungeachtet fehlte es bald nicht an mancherlei Reibungen und Streitigkeiten, wozu, wie nicht geläugnet werden kann, Maner das Seinige beigetragen hat, indem er gegen Boyers Absicht bei der Verwaltung der Justiz und bei Ertheilung seines Schutzes auf die Farbe partheiische Rücksichten nahm. Besonders aber waren Christophs Generäle und Offiziere mit der neuen Ordnung der Dinge äußerst unzufrieden. Die Unterwürfigkeit, wozu sie sich jetzt im Drange der Umstände nur mit Widerwillen bequemten, wollte ihnen nicht behagen. Richard und Romain machinirten seit der Abreise des Präsidenten gegen Boyers Anstalten und benützten dessen Abwesenheit, um sich des Zwanges zu entledigen, der sie zu einer untergeordneten Stelle verdammte und ihrer Herrschsucht Schranken setzte. Um ihren Plan auszuführen, zettelten sie einen Aufstand an (27. Februar 1821), der aber durch Boyers staatskluge Haltung wieder gedämpft wurde.

VI.

Militairwesen.

Christophs Armee belief sich auf 15,000 Mann, Alles mit einbegriffen, was nur irgend für dienstfähig gerechnet werden kann. Allein von dieser Anzahl waren kaum 4000 in Activität. Diese lagen zum Theil in der Kaserne der Capstadt, theils auf den Habitationen vertheilt. Mit Ausnahme der Garden waren sie schlecht equipirt, und zogen, die Offiziere ausgeschlossen, mit bloßen Füßen auf. Auch sah man nicht selten in ihren Reihen mit Lumpen und Schmutz bedeckte Leute einhermarschiren.

Die Garden theilten sich in Garde du Corps, leichte Reiterei und Garde Haytienne. Dann existirte auch noch eine Ehrengarde oder Gensdarmerie aus jungen Dahomet*) bestehend.

Boyers Armee wurde vor Vereinigung beider Staaten auf 20,000 Mann gerechnet, worunter 4 Regimenter Garden waren, nämlich Grenadire und Jäger zu Pferd und zu Fuß; dann Artillerie, Dragoner und Gensdarmerie. Die Linientruppen des Präsidenten Boyer wurden ebenfalls nur in Kriegszeiten organisirt.

Das Kostüm des Militairs beider Staaten war nach französischem Geschmacke. Die Gardejäger des Präsidenten

*) Dahomet ist der Name eines Landes in Afrika, woher viele Haytier stammen.

Boyer gleichen den Pariser Husaren unter Napoleon. Christophs Militair unterschied sich von dem der Republik besonders durch die Haarzöpfe, welche sie, so lange er regierte, tragen mußten, die aber größtentheils falsch waren. Tuchuniformen sind bei der Haytischen Armee ohngeachtet der großen Hitze durchaus üblich. Die Tschakos sind von Leder und bei Offizieren sehr reich behängt; leinene Hosen sind durchaus gebräuchlich, jedoch tragen die Offiziere und andere Personen von Rang Beinkleider, die sehr weit sind, von den feinsten englischen weißen, oft auch gestreiften Stoffen.

Die Schwarzen schlagen ihre französischen Märsche so gut als jeder Tambour, vorzüglich haben die Regimentstrommler eine große Gewandtheit, ihre Stöcke unter der größten Volksmenge hoch in die Luft zu werfen, und sie nach verschiedenartigen Schwenkungen mit Leichtigkeit wieder aufzufangen.

Hinsichtlich der Fähigkeiten und der Taktik sagt die oft nur zu prahlerische Feder des Baron Vastey:

„Wir studieren Mathematik; unsere Artilleristen und Bombardiere sind vortrefflich; unsere Grenadiere zu Pferd können sich mit den ersten Truppen der Welt messen; unsre Kavallerie-Korps sind wohl beritten und gut exerciert.“

Die Armee beider Staaten ist in der Taktik von europäischen Offizieren unterrichtet worden.

Der Neger ist in diesem Theile der Welt ein trefflicher Soldat; er bekämpft die größten Beschwerlichkeiten; das Klima hat beinahe keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; er marschirt bei einem Stücke Kommisbrod und einem Trunk Wasser (wozu er einen kleinen Becher von Blech am Knopfloche hängen hat) zwar langsam, aber unermüdet unter Gesang in heißem Sande fort.

Hayti kann im Falle eines Angriffs von irgend einer fremden Macht leicht eine Armee von 50 bis 60,000 Mann

ins Feld stellen, worunter man ungefähr **30,000** exercierte Leute zählen kann. Die Küstenforts sind zwar nicht sonderlich bestellt; aber wie beschwerlich für den Europäer und für eine noch nicht acclimatisirte Armee der Krieg im Innern des Landes ist, läßt sich kaum denken.

Eine Marine existirt eigentlich nur dem Namen nach. Sie besteht blos aus einer Brigg und einigen Schoonern, zusammen etwa von **20** Kanonen.

VII.

Christoph und seine Familie.

Heinrich Christoph, geboren den 6. October 1767 auf der kleinen westindischen Insel Grenada, der Sohn freier, unbemittelter Leute, ward im eilften Jahre von seinem Vater einem französischen Schiffscapitain als Schiffsjunge überlassen. Das Schiff segelte nach Hayti, wo ihn der Capitain, nachdem er ihn als einen leichtfertigen Jungen kennen gelernt hatte, an den Prokurator einer Habitation verkaufte, der ihn als Küchenjunge gebrauchte. Hier zeigte Christoph Fleiß, und machte in der Kochkunst solche Fortschritte, daß ihn sein Herr in der Folge zum Koche erhob.

Zur Zeit, wo der französische General Destain Freiwillige warb, meldete sich Christoph, ging an Bord der französischen Kriegsschiffe und hörte auf Sclave zu seyn.

Nach dem Feldzuge verließ er den Seedienst, und errichtete im Cap ein Gasthaus mit dem Schilde la Couronne. Seine frühere Carriere als Koch kam ihm nun trefflich zu Statten, und er erwarb sich als Restaurateur die Zufriedenheit seiner Gäste. Allein als ein grober und ungebildeter Mensch artete er oft aus, und zog sich durch sein rohes Betragen manche Unannehmlichkeiten zu, wobei es öfter zu Thätlichkeiten kam.

Beim Ausbruch der französischen Revolution (1789) nahm er wieder Kriegsdienste, anfänglich als erster Kanonier,

dann als Dragoner, und zog durch Muth und Diensteifer gar bald die Aufmerksamkeit seiner Offiziere auf sich. Bei dem ersten Brande der Capstadt wurde Christoph zum Capitain ernannt. Später bestieg er als Capitain ein Corsarenschiff. Nach seiner Rückkunft übernahm er eine Schlachtbank, wo er durch Rohheit bei allen seinen Kunden in Mißkredit kam. In seiner Brutalität ging er oft so weit, daß er denselben das Fleisch ins Gesicht warf. Endlich zog er sich nothgedrungen zurück, um von einem Theile des Gewinnstes zu leben.

Einige Zeit nachher ernannte ihn General Toussaint zum Commandanten von Petit-Anse. Hier war er wieder in seiner Sphäre.

Im Jahre **1801** wurde er Commandant der Capstadt. Mit seinem steigenden Range entwickelte sich auch mehr und mehr sein Haß gegen die weißen und farbigen Leute, welche letztere damals einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten. Die französischen weißen Offiziere suchte er über seine wahren Gesinnungen zu täuschen, benahm sich sehr freundlich gegen sie und überhäufte sie sogar mit Geschenken, um sie dadurch in dem Wahne zu bestärken, daß er Frankreich aufrichtig ergeben sey. Allein er hatte dabei lediglich den Zweck, Toussaint von Allem unterrichten zu können.

Die Geschichte hat von ihm verschiedene verbrecherische Handlungen aufgezeichnet, die ich aber hier mit Stillschweigen übergehe.

Nachdem Dessalines sich als Jacob **I.** zum Kaiser von Hayti erhoben hatte, ernannte er Christoph zu einem seiner ersten Kriegs- und Hofbeamten. Nach dem Tode des Dessalines wurde er als Präsident und Generalissimus des haytischen Staates ausgerufen, Petion aber zu seinen Lieutenant und zum Statthalter des südlichen Theiles ernannt. In einer zu Capfrançais zusammengetretenen Nationalversamm-

lung, welche eine Constitution entwerfen sollte, trennten sich Christoph und Petion für immer, indem letzterer eine Volksrepräsentation einführen, Christoph aber eine unbeschränkte Herrschaft durchsetzen wollte. Die Folge davon war ein blutiger Krieg zwischen beiden. Petion, immer geschlagen, nie aber völlig besiegt, hielt sich stets in Port-au-Prince, von wo aus er als Präsident den ganzen Süden von Christoph unabhängig beherrschte. Christoph ernannte sich selbst 1811 zum Könige unter dem Namen Henry I.

Christophs Aeußeres war mehr abschreckend als einnehmend, dennoch wußte er sich bei manchen Gelegenheiten recht angenehm herauszustellen. Er war ein großer starker Mann, von nervigem, muskulösem Körperbau und fester Gesundheit. Seine Haare waren weiß, obgleich er nicht mehr als 52 Jahre zählte. Seine Leibesfarbe war nicht ganz schwarz, sondern fiel ins Kastanienbraune. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und keineswegs widerlich, obgleich sein Blick Furcht erregte. Gewöhnlich trug er einen grünen Rock mit rothen, gestickten Aufschlägen, einen dreieckigen Hut, weiße Sommerbeinkleider und braune lederne Stiefel. Er ging fast nie zu Fuß, sondern ritt meistens in Begleitung seiner Offiziere. Zu Hause hatte er einen Stock an seiner Seite, womit er Alles zu bezeichnen pflegte, und vor dessen Schlägen Niemand sicher war. Er sprach gewöhnlich rasch und in hart gebietendem Tone. Sein gewöhnliches „au diable" erregte schon Zittern, stampfte er aber mit dem Fuße, so verbreitete sich Angst und Schrecken um ihn her. Den Schnupftaback liebte er. Ich hatte oft Gelegenheit, ihn zu beobachten, da der Zimmerplatz im Cap, wo er durch seine Soldaten das Bauholz bearbeiten ließ und täglich Morgens sechs Uhr Anordnungen traf, ohnweit unserer Wohnung lag.

Christophs Augenmerk war fast einzig und allein auf die Ausbildung des Militairs gerichtet; deshalb fand man

auch unter seinem Volke wenig Handwerker, und diese mußten bei Strafe lediglich für die Regierung arbeiten. Christoph ging zuletzt so weit, daß er den Soldaten, ja selbst seinen Generälen ihre Gagen nicht mehr bezahlte; mit ihrem Eigenthum schaltete er nach Belieben, indem er es dem Einen wegnahm und den Andern damit beschenkte, oder es gar für sich behielt. Kurz Christophs Unterthanen hatten alle Launen eines eigensüchtigen Tyrannen zu ertragen. Wie begreiflich also, wenn seine Härte ihn verhaßt machte.

Zur näheren Bezeichnung seines Charakters möge das Schicksal jener Weißen dienen, welche Christophs Rufe im Jahr **1817** auf gut Glück von Hamburg nach Hayti folgten, und von deren Wohlstand einige deutsche Blätter so fälschlich groß geredet, wahrscheinlich nach Angabe eines Vastey oder Limonade, da letzterer besonders mit Europäern in Verbindung gestanden. Diese Gesellschaft von Künstlern, bestehend aus etwa **20** Personen beiderlei Geschlechts, behandelte Christoph mit vieler Grausamkeit und Härte, und der größte Theil derselben kam durch Mangel an Lebensmitteln oder in Gefängnissen um.

Die Engländer waren die einzigen Weißen, die er menschlich behandelte, und denen er noch ein gewisses Zutrauen schenkte. Von ihnen weiß ich einige Professoren, die, weil ihre Carriere nicht so glänzend ausfiel, als sie sich geträumt hatten, nach ihrem Vaterlande ungehindert zurückgekehrt sind. Hiemit stimmt die Behandlung zusammen, welcher Doctor Stuart sich zu erfreuen hatte: er führte den Titel eines Feldmarschalls, stand in hohem Ansehen und fand selbst in Sans-Souci Zutritt, wo sonst nie ein Weißer sich blicken lassen durfte. Dieser, der aus Spanien stammende Erzbischof und die erwähnten Professoren waren aber auch unter allen Weißen allein mit Titel und Gehalt angestellt.

Wenn Christoph ungewöhnliche Geistesanlagen keines-

wegs abzusprechen sind, so war doch seine Ausbildung gänzlich vernachläßigt. Des Schreibens unkundig, mußte er dem Grafen Limonade seine Familienbriefe dictiren, und unterzeichnete sie mit einigen unleserlichen Buchstaben. Ich theile hier einen Brief an seine Gemahlin mit, wovon das Original sich in meinen Händen befindet.

Au Palais Cap Henri, 18. Mars 1815.
l'an 12 de l'independance.
Le roi à la Reine son Epouse.

Je viens, ma chère, de voir les medicins; ils m'ont dit, que ma fille, Madame Première, avait la langue bien charché, ce qui etoit un signe de beaucoup d'humeurs, ainsi demain dimanche Vous lui ferez prendre la casse*) ainsi que lundi, à force, le medecins se rendront lundi apres midi à Sans-Souci pour lui donner mardi l'Epica**), car elle a besoin d'être bien evacuée. Je Vous l'ai dit, Ma chère épouse, depuis dis huit Mois, Madame Première a besoin d'être purgée, et Vous devez Vous reprocher depuis si longtemps de ne l'avoir pas fait evacuer. Je Vous le reproche et Vous le reprocherai toujours de l'avoir laissé si longtems.

C. Henry.

Christophs Gemahlin habe ich in der Kirche und bei einigen Feierlichkeiten gesehen. Sie war eine ziemlich untersetzte Frau von schwarzer Farbe, und wie mir oft versichert worden ist, von mildem Charakter; auch soll sie ihren Gemahl auf die Zukunft und auf die nun wirklich in Erfüllung gegangenen Ereignisse öfters aufmerksam gemacht haben.

---

*) Cassie, ein ost= und westindischer Fruchtbaum, dessen Hülsenfrüchte eine abführende Eigenschaft haben.

**) Ebenfalls eine Medicin.

Sie trug sich wie alle Damen der Noblesse nach europäischem Geschmacke. Sie ist am 8. Mai 1778 geboren, und verheirathete sich mit Christoph am 15. Juli 1790. Ueber ihre Herkunft konnte ich keine Data erheben. Zur nähern Bezeichnung ihrer Geisteskultur theile ich einen Brief an Christoph ihren Gemahl mit, welchen sie diktirte, obgleich sie selbst schreiben konnte. Das Original befindet sich ebenfalls in meinen Händen.

Mon cher et bien aimé épous!

Je Vous accuse reception de votre lettre du jour d'hier, au quel Vous m'annoncez, qu'ayant trouvé la rivière haute, Vous avez été obligé de Vous faire, en attendant qu'elle soit basse, un repos militaire avec vos officiers. J'ai appris avec peine cette nouvelle, et finis en regrettant, de n'avoir point prèvue au besoin, que vous auriez eu, étant arreté par cet élement.

Mes enfans vous embrassent, et vous disent une santé inalterable. Je vous embrasse de même et suis avec les sentiments, qui ne cesseront d'animer celle, qui se dit toujours,

mon três chèr et bien aimé èpous,
Votre três attachée epouse.
Marie Louise.

P. S. On a apporté hier le moulin du chau, les ouvriers, qui y travaillent, ont demandé des maçons: je viens d'en envoyer.

Christophs Sohn, Victor Henri, ist den 3. März 1804 geboren; er war in seinem Benehmen noch sehr kindisch, hatte aber beinahe schon die Größe und Stärke seines Vaters erreicht. Er war einer der schönsten jungen Männer unter den Schwarzen, besaß auch, wie ich selbst von Engländern, welche ihn in der englischen Sprache unterrichteten, erfuhr, viele

Geistesfähigkeiten. Er schrieb eine schöne Handschrift, wozu ihn sein Vater fleißig anhielt, indem jede Woche eine Probeschrift vorgelegt werden mußte.

Von Christophs Töchtern ist die Eine, Madame Première, den 9. Mai 1798, Madame Française Ametiste-Henri aber den 7. Juli 1800 geboren. Beide sind von sanftem Charakter und in jeder weiblichen Arbeit wohl unterrichtet; sie lasen Bücher, correspondirten, wie das ganze Haus, häufig unter sich, spielten Guitarre und Fortepiano und verstanden zu singen.

Obige Mittheilungen über Christoph verdanke ich dem Herrn Deneau, welcher als Christophs Arzt Gelegenheit hatte, ihn in der Nähe zu beobachten.

VIII.

Ausflug nach Sans-Souci.

Schönheit der Natur. — Schloß von Sans-Souci. — Säle. — Schlaf- und Badezimmer. — Audienzsaal. — Gallawägen. — Kirche. — Gärten. — Beschaffenheit der Stadt Sans-Souci. — Henri-Citadelle.

Nach jener Katastrophe versäumte ich keinen Augenblick, meine Excursionen ins Innere der Insel anzutreten. Mein erster Ausflug war nach Sans-Souci, der geheimnißvollen Sommerresidenz dieses Negerfürsten, deren Umgegend mir immer als der Garten der Insel geschildert worden war. Andrerseits hatte Sans-Souci nach so wichtigen Ereignissen zu viel Interesse erregt, als daß es nicht die Aufmerksamkeit jedes Weißen hätte in Anspruch nehmen sollen.

Am 16. October, dem achten Tage nach dem Tode Christophs, begab ich mich in Gesellschaft mehrerer Weißen dahin. Morgens 6 Uhr verließ unsere kleine Karawane die Capstadt.

Die herrlichen Naturbilder, die uns auf der Reise dorthin umgaben, ergötzten wundersam das Auge. Bald verschränkten sich die Gipfel der Bäume auf beiden Seiten der Straße zu dichten Laubengängen, unter deren Schattendecke man die kühlsten Lüfte athmete. Bald öffnete sich eine reiche Durchsicht nach einer entfernten Plantage, oder es prangten weit ausgedehnte Zuckerfelder in üppiger Fülle. Kurz, immer wird Sinn und Gemüth von neuen und reitzenden Natur-

scenen erfreulich angeregt, so daß man nicht anders als in einem reich ausgestatteten englischen Park zu wandeln wähnt, bis man, aus dem dichten Gebüsch hervortretend, durch den Anblick des herrlichen Sans-Souci überrascht wird. Wahrlich dieses Schloß macht, in einem Lande, wo das Auge der schönen Palläste entwöhnt ist, aus der Ferne einen imposanten Eindruck. Die hohen und steilen Gebirge, die sich stolz im Hintergrund erheben, und auf deren Gipfel die Henri-Citadelle ruht, schützen es gegen die Strahlen der tropischen Sonne, und hüllen es gleichsam in ein schattiges Dunkel, während nach der Capstadt zu die entzückendste Aussicht sich öffnet.

Schon in einer Entfernung von etwa dreißig Minuten ergötzen große Alleen von Brod- und Mangobäumen das Auge, und üppige Bananerien begränzen beiderseits die Straße. Nicht ohne einen schauderhaften Rückblick auf die Vergangenheit passierten wir diesen Weg; denn unter Christophs Regierung sich hier sehen zu lassen, hätte jedem Weißen das Leben gekostet. Um 11 Uhr kamen wir zu Pferd in der Residenz des Schwarzen an, und schritten gleich zur Besichtigung des Schlosses, wo Alles offen stand. Dieses prachtvolle Gebäude, das ganz nach europäischem Geschmacke angelegt ist, steht auf einer kleinen Anhöhe, die sich mitten im Thale erhebt, von wo das Auge die ganze Gegend überschaut. Christoph sah von hier mit seinem Tubus sogar jedes Schiff in den Hafen der Capstadt einlaufen, und erkannte an der Flagge die Nation, der es angehörte.

Das Schloß hat zwei Stockwerke und mehrere Seitengebäude, die zu Magazinen, Kanzleien u. dgl. bestimmt waren. Am Fuße des Berges liegt die Kapelle. Ein großer Thorweg mit eisernem Gitterwerk verschließt den äußern Hof des Schlosses; alsdann führt eine Haupttreppe in die erste Etage. Hier sahen wir eine große hölzerne, schwarz angestrichene

Sonne, mit der Unterschrift: „Je vois tout, et tout voit par moi dans l'univers.“ Unter dieser Sonne sprudelt ein kleines Röhrwasser in einen steinernen Behälter herab. Wir erstiegen die Haupttreppe rechts, und kamen auf einen schönen geebneten Platz, welcher von einem üppigen Baume geziert wurde, unter dessen schattigen Aesten eine Art Thron von Mahagoniholz angebracht war. Dort verweilte Christoph täglich und verrichtete daselbst nicht nur einen großen Theil seiner Arbeiten, sondern gab auch Audienzen. Des Morgens und Abends ertönte Janitscharenmusik. Rechts hatten wir die Buchdruckerei und die Gefängnisse, links die innern Gemächer des Schlosses. Der ganze erste Stock enthielt sehr viele und reich nach europäischem Geschmacke decorirte Säle. Wir erstaunten über die hier angerichtete Verwüstung. Nicht selten mußten wir über schöne Draperien oder Trümmer von Spiegelgläsern hinwegsteigen.

Die Meubels waren aus Mahagoniholz gearbeitet, die Fenster mit seidenen Vorhängen bedeckt und die Fußböden poliert. Glasfenster sah ich hier zum erstenmal in diesem Lande, selbst einige Glasmalereien traf ich in den Gemächern. Als eine besondere Verzierung waren überall metallene und ziemlich stark vergoldete Königskronen angebracht, wovon einige so groß, daß man sie kaum halten konnte.

Im zweiten Stock, wo ebenfalls Alles verwüstet war, besichtigten wir Christophs Schlaf- und Badezimmer. Aus dem letzteren begab man sich auf eine erhabene Terrasse, wo Christoph nach dem Bade spazieren zu gehen pflegte. Hier genießt man die entzückendste Aussicht und athmet die reinste Luft. Wir konnten uns kaum von diesem Orte trennen, der uns durch mannichfache Fernsichten so reichlich belohnte. Sieht man senkrecht, so schaudert man vor einem ungeheuern Abgrund.

Im Vorhof nahmen wir zuförderst den Audienzsaal in

Augenschein. Am Ende des Saales schwebte eine große, mit künstlichem Schnitzwerk versehene und aus Mahagoniholz gearbeitete Königskrone. Der Thron war ebenfalls äußerst kostbar.

In den Magazinen standen vier wirklich fürstlich und höchst geschmackvoll gebaute Prachtwägen, an deren beiden Seiten man das Haytische Wappen bemerkte; übrigens gab es Königskronen auf jedem Riemen. Auch in diesen Magazinen, welche allerhand Requisiten für das Militär enthielten, herrschte die größte Verwüstung. Es ist unglaublich, welche ungeheuere Vorräthe von Kriegsbedürfnissen und dergleichen Effekten Christoph besaß.

Die Kirche, worin Alles unversehrt geblieben war, stand mit der ganzen Umgebung in sonderbarem Contraste. Hier sieht man noch die vorige Eleganz; wir zählten drei Altäre, die artig verziert und reich besetzt waren. Am Hauptaltar sah ich ein gut gehaltenes, braun gemaltes Marienbild, und einen Christuskopf; an den beiden Seitenaltären standen Heilige in Lebensgröße. Der Plafond war schön ausgemahlt, und der Fußboden mit geschliffenen Steinen belegt.

In den Garten gekommen, fanden wir keine sonderliche Zierlichkeit, weder Grotten noch Tempel, weder neuen noch alten Gartengeschmack, sondern lange Alleen von Brodbäumen, mit Mango und Sapatillen abwechselnd, kreuzten sich nach allen Richtungen. Hier sah ich auch die ersten europäischen Obstbäume, die jedoch klein, traurig und mager dastanden, während die einheimischen Produkte, in üppiger Fülle prangend, sich majestätisch über alles Andere erhoben. Weit reichhaltiger fand ich Christophs ökonomisches Gärtchen, durch welches ein kleines Gebirgswasser rauscht. Christoph begab sich aus seinem Schloß in dieses Gärtchen, welches übrigens auch durch ein schönes Landhaus geziert war. Hier fand ich einen großen Theil jener Gemüße, wozu ich den Samen aus

Europa mitgebracht hatte. Dergleichen Gemüße wurden dort als eine Seltenheit gezogen, während erhabene Kohl- und Kokospalmen, die wir in unsern Ländern mit so vieler Mühe und Sorgfalt und so vielen Unkosten aufbewahren, die Umzäunung bilden.

Sans-Souci war zur Zeit der französischen Kolonie nur eine einfache Habitation, seine jetzige Verschönerung verdankt es Christoph. Im Verhältniß zu unsern europäischen Städten ist dieser Ort keine Stadt zu nennen, da er an Umfang kaum einem Dorfe gleicht; allein auf Hayti ist man mit der Benennung Stadt sehr freigebig.

Sans-Souci hat ungefähr **160** Häuser, wovon der größte Theil nur aus einem hölzernen Erdgeschoße besteht, und ohngefähr **500** Einwohner. Die Häuser, welche von der Noblesse bewohnt wurden, wenn sich der schwarze Hof daselbst befand, sind etwas besser gebaut; wenigstens haben sie gemauerte Wände. Mit den schönen Häusern der Capstadt stehen sie freilich in sonderbarem Contraste, eben so wenig passen sie zu dem prächtigen Pallaste Christophs, dessen Bau **1817** beendet wurde. Befestigt ist Sans-Souci nicht. Breite ungepflasterte Straßen kreuzen sich gegen einander. Kaum einige hundert Schritte von den Häusern sieht man schon allenthalben die üppigste Vegetation.

Sans-Souci hat außer dem Pallaste, der Kirche, der Kaserne, die am Berge liegen, und einem Hospital keine Merkwürdigkeiten, die eine besondere Erwähnung verdienten.

Auf dem Gipfel des hohen Gebirges, welches Sans-Souci umzieht, ruht die Henri-Citadelle. Dieses Gebirge, dessen Grundlage Kalk ist, hat eine Höhe von **460** Toisen über der Meeresfläche. Der Weg von Sans-Souci nach dieser Festung ist sehr beschwerlich. An manchen Orten geht es so steil, daß er escarpenmäßig hat angelegt werden müssen; auf jedem solchen Absatz ist ein Raum geebnet, wo das

Pferd ausruhen kann; denn man macht den Weg immer zu Pferde. Blickt man zurück in die Tiefe, so wird man von einem schauerlichen Gefühle ergriffen. Ich meines Theils habe nicht ganz den Gipfel des Berges erreicht, da Excursionen nach solch einem befestigten Orte mir in politischer Hinsicht als sehr gefährlich geschildert wurden. Ich habe nur den letzten Vorsprung erstiegen, um die Festung zu zeichnen. Nur gleich nach Christophs Tod ist es einigen Weißen gelungen, diese Feste zu sehen. Nach allem, was ich von derselben weiß, muß sie unüberwindlich seyn. Der Weg von dem Standpunkte, von wo ich sie gezeichnet, führt nach dem kleinen Negerdorfe, wo gewöhnlich die Pferde zurückgelassen wurden, um den letzten Kalkfelsen vollends zu Fuß erklimmen zu können. Die kleinen Häuser sind Wachthürme; die äußere Fronte ist mit doppelten Reihen von Kanonen besetzt, welche Christoph aus der Festung Fortroyal mit ungeheurer Anstrengung seiner Neger auf den Gipfel des Gebirgs geschafft hat. Auf der Rückseite bildet dasselbe einen der wildesten Abgründe. Im Innern der Festung ist ein Hof, in welchen die Fenster des Wohngebäudes und die für Christoph und seine Noblesse bestimmten Gemächer gehen. Hieher gedachte er seine Zuflucht zu nehmen, wenn die Franzosen wieder auf der Insel landen würden, und dieß war auch der eigentliche Zweck der Erbauung dieser Feste. Indessen hat ihn die Vorsehung bei diesem Bau wenig begünstigt; denn kaum hatte er das Ziel seiner mühevollen Arbeit erreicht, als im Jahre 1817 bei einem heftigen Gewitter der Donner Alles zerschmetterte. Die Festung enthielt viele Pulvervorräthe, die Pulverkammern wurden ergriffen, und die ganze Militairbesatzung sammt dem Commandanten, Christophs Schwager Prinz Noël flog in die Luft. Bei der Wiederaufbauung, wobei in jeder Hinsicht Vieles verbessert wurde, ließ Christoph Wetterableiter anbringen.

Wirft man von der Höhe dieses Gebirges einen Blick über das ausgebreitete Panorama, umgeben vom großen Ocean, so fühlt man sich ganz bezaubert, und kann sich des Erstaunens über die unermeßliche Größe der Natur nicht erwehren. Solch ein Schauspiel ist an einem heitern und wolkenlosen Morgen am belohnendsten. Ich würde mich nicht enthalten können, der mannigfaltigen Formen und des reitzenden Anblicks der Vegetation zu gedenken, die man hier bewundert, hätte ich mir nicht vorgenommen, derselben unter einer besondern Rubrik zu gedenken. So viel glaube ich indeß noch bemerken zu müssen, daß die Vegetation auf der Höhe der Gebirge sich ebenfalls wie in Europa verkleinert. Es zeigt sich gleichsam eine Alpenflora, aus lauter niedlichen Pflanzen bestehend, die auf den höchsten Punkten fast verschwindet. Neblichte Dünste umschweben diese Gebirge des Nachts; deßhalb ist die Vegetation daselbst üppiger als anderswo, und man sieht nicht selten ganze Flächen mit den wucherndsten Moosdecken überkleidet.

IX.

Reise nach Fortroyal.

Fahrt dahin. — Phosphoresciren des Meeres. — Thier- und Pflanzenreichthum auf und in der See. — Farbenspiel des Meeres. — Ankunft. — Diner bei dem Commandanten Charles Pierre. — Die Stadt Fortroyal. — Gefängnisse. — Festung. — Excursionen des Verfassers. — Austernfang. — Anekdote.

Gegen Ende des Monats September hatte ich das Vergnügen, ein Schreiben vom k. k. Hofnaturalienkabinets-Direktor und Regierungsrath von Schreibers zu erhalten, in welchem ich den Befehl erhielt, lebende Krokodile nach Europa zu bringen. Da es nun in der Umgegend der Capstadt keine gab, so unternahm ich eine Reise nach Fortroyal. Am 19. October schiffte ich mich zur Abendzeit, als der Landwind sich einstellte, auf einer kleinen Negerschaluppe ein. Kaum war der kleine Anker gelichtet, so fingen die Neger nach ihrer Gewohnheit an zu singen. Die disharmonischen Töne, bei welchen sie durch ihre Gebärden eine Zufriedenheit und Fröhlichkeit ausdrückten, die man nur bei dieser Klasse Menschen finden kann, beleidigten mein Ohr, allein um in Freundschaft mit ihnen fortzukommen, mußte ich wohl meine ganze Zufriedenheit hierüber bezeugen.

Kaum war unter solchen Abwechselungen die Nacht eingebrochen, so saß das Fahrzeug auf einem Felsenriffe fest. Nun war der Gesang mit einem Mal geendet. Alles war

in der größten Verwirrung; man untersuchte mit Stangen den Grund, und fand kaum einige Schuhe Wasser. Zum Glück herrschte in diesem Augenblicke Windstille, und das Fahrzeug ward durch die eintretende Fluth wieder in Bewegung gebracht. Nun suchten meine Neger einen Ankergrund; sobald ein solcher sich gefunden hatte, warfen sie den Anker aus; sie hätten sich verirrt, sagten sie, und müßten warten, bis es Tag würde, um nicht aufs Neue Gefahr zu laufen. Jeder suchte sofort einen Platz zum Schlafen. Statt einer Kajüte war auf dieser Schaluppe nur ein kleines ohngefähr 6 Schuhe breites und 8 langes Loch vorhanden, das bei heftigem Wetter Schutz gegen den Regen darbot. Hier zu schlafen, war mir wegen allerhand darin liegenden Gepäcks, eines Schwarms von Mosquitos und noch andern Ungeziefers nicht möglich; deshalb legte ich mich mit den Negern aufs Verdeck und wickelte mich in ein Segeltuch ein. An Schlaf war nicht viel zu denken; denn das Brausen der bewegten See über den Korallenriffen beunruhigte mein nicht daran gewöhntes Ohr unaufhörlich, während mein Auge sich an dem seltsamen phosphorischen Glanz ergötzte, der die heftig gepeitschte See als einen unruhigen Feuerstrom erscheinen ließ.

Um Mitternacht, als ich eben ein wenig schlummerte, ward ich plötzlich durch den dumpfen Donner, dessen Wiederhall weit in den Gebirgen ertönte, aufgeweckt. In demselben Augenblick sah ich den Himmel mit schwarzem Gewölke bedeckt. — Nachdem wir dem Schauspiel etwa eine Viertelstunde lang zugesehen hatten, löste sich das Gewitter in einen mächtigen Regenguß ohne Sturm und Stoßwind auf. Wir eilten dem vorhin erwähnten Loche zu, der obere Deckel wurde zugemacht, und nun denke man sich, wie ich diese Nacht unter der starken Ausdünstung der Neger, in einer erstickenden Hitze, wobei mir der Schweiß über das Gesicht rann, und von Ungeziefer gepeinigt zugebracht habe. Wir

konnten nicht einmal neben einander, sondern mußten über einander liegen.

Gegen Morgen hörte zu meiner Freude der Regen auf, und es konnte frische Luft eingelassen werden. Mein voriges Lager war so durchweicht, daß ich es nicht weiter benützen konnte. Als der sehnlichst erwartete Morgen anbrach, waren wir kaum eine halbe Stunde vom Lande entfernt, ich sah ins Meer, und war nicht wenig verwundert, als ich wahrnahm, daß unser Fahrzeug gleichsam über einem meerumfloßnen Garten, auf einer reinen klaren Flüßigkeit schwebte. Ein Blick in die Fluthen, um dieses seltsame Schauspiel zu betrachten, ließ mich alle eben erst ausgestandenen Ungemächlichkeiten vergessen. Das Wasser war bis auf den Grund, bei mehr als dreißig Fuß, von der reinsten Klarheit. Das Boot schwamm wie auf Krystall, oder vielmehr, es schien in der Luft zu schweben. Auf dem reinsten Sande sieht man unter sich buntes Gewürme, Seeigel, Seesterne, Seeschnecken, und vielartige Fische von so schöner Farbe, wie man an diesen Thieren in Europa kaum denkbar findet. Das brennendste Roth, das vollste Blau, Grün und Gelb spielt hier bunt durcheinander. Man schwebt über ganzen Waldungen der schönsten Seepflanzen, von Gorgonien, Korallen, Alcyonen, Flabellen und mancherlei Schwammgewächsen hinweg, die von den Wellen so sanft hin und her bewegt werden als die schönste Vegetation eines blumenreichen Gefildes über der Erde. Das Auge täuscht sich in Beurtheilung der Tiefe. Man glaubt mit der Hand Pflanzen pflücken zu können, welche bei genauer Untersuchung mit einem Ruder von 10 Fuß Länge kaum erreichbar sind.

Merkwürdig ist, daß eine Menge von Moluskeu in halbmondförmiger Gestalt bisweilen beinahe auf der Oberfläche des Wassers umherschwimmen. Nirgends sah ich so viele dieser Geschöpfe als hier; sie waren ebenfalls von den schönsten

Farben. Als ich aber mehrere mit einer Wasserkanne auffing, um sie mit nach Fortroyal zu nehmen, verschwand ihre Farbe nach einer halben Stunde, und ich war genöthigt, sie wieder ins Meer zu werfen.

Einen Blick auf die Oberfläche des Meeres und der Umgegend werfend, gewahrte ich, ringsum von Korallen- und Felsenriffen eingeschlossen, jetzt erst die Gefahr, welche uns die Nacht über bedrohet hatte. Ein einziger Windstoß, und unser Fahrzeug wäre in Trümmer gegangen. Eine lange Reihe dieser Riffe erstreckt sich von Cap bis gegen Mont Christ, und schließt fast durchaus das Ufer ein. An diesen Felsen sitzen unter dem Wasser schöne Madreporen in großer Menge fest, theils in armförmigen, wie die **Madrepora echinata**, theils in schaufelförmigen Gestalten. Diese wechseln mit Gorgonien (**Gorgonia flabellaria**) und Schwammgewächsen auf die angenehmste Art ab. Und zwischen dies alles hindurch zittern vielfach nuancirte und durch alle Farben spielende Lichtstreifen, die sich so scharf abschneiden, daß man, wenn das Boot von einen hellgrünen Streifen plötzlich auf einen dunkelschwarzen hinüberschwimmt, plötzlich in einen Abgrund zu fallen glaubt, natürlich, ohne daß das Boot auch nur im mindesten in seinem Gange gehindert wird.

Die Neger bemerkten die Freude, welche ich an allen diesen Gegenständen fand. Ihr Capitain erlaubte daher, daß Einer mit mir ins kleine, hinten angehängte Boot stieg, um in der Nähe der Schaluppe mehrere Pinceen mittelst einer Stange, woran vorn ein eiserner Hacken befestigt war, in die Höhe zu bringen; auch fischte ich mehrere Fucusarten, allein kaum hatte ich sie in die Luft gebracht, um sie etwas abzutrocknen, als sie sich in Nichts verwandelten. Gleich nach meiner Rückkunft an Bord wurde der Anker abermals gelichtet, ein sanfter Landwind trieb uns unfern dem Ufer hin, und die Schiffer fingen wieder an zu singen.

Die Neger hatten mir unterdessen heimlich meinen Mundvorrath verzehrt, so daß ich genöthigt war, Salzfische mit ihnen zu essen. Dieser Vorfall erregte meinen ganzen Unmuth und da ich mich beklagte, erlaubten sie sich Schmähungen, und warfen sich sogar gegen mich auf, so daß ich gute Miene zum übeln Spiel machen mußte. In der frohen Hoffnung, noch an demselben Abende in Fortroyal anzukommen, sah ich plötzlich, wie sich der Wind drehete, und zwar gerade, als wir eine Passage von Felsenriffen vor uns hatten. Die Neger fürchteten sich gegen den Wind zu fahren, sie warfen daher wieder den Anker aus und legten sich auf das Verdeck schlafen. Hier brachte ich noch eine grausenvolle Nacht zu, die sich von jener nur dadurch unterschied, daß wir von Regen verschont blieben. Auf dem Verdeck fiel jedoch um Mitternacht ein so starker Thau, daß wir uns hinab begeben mußten. Mit Tagesanbruch fuhren wir durch die enge Passage, und stiegen am Kanal des längst ersehnten Ortes, so weit wohlbehalten, ans Land. Dieser von lachenden Ufern begrenzte Kanal führt eine Viertelstunde landeinwärts, und breitet sich dann zu einem kleinen See aus, woran die Stadt Fortroyal, mit einer vormals starken Festung, recht angenehm liegt. In Fortroyal war mein erster Gang zum Commandanten, dem General Charles Pierre, unter Christoph Herzog Terrier ronge, den ich schon im Cap als einen gebildeten Neger kennen gelernt hatte. Ich beschwerte mich über die auf der Schaluppe erlittenen Mißhandlungen, und ersuchte ihn zugleich um seinen Schutz an diesem Orte, nachdem ich ihm zuvor meinen Zweck bekannt gemacht hatte. Für das Erstere meinte er nichts thun zu können; da die Ordnung der Dinge noch nicht ganz hergestellt sey, müsse er alles vermeiden, was die Neger aufreitzen würde; auch könnte es mir selbst nachtheilig werden. Indeß empfahl er mich dem Hafencapitain, bei dem ich bequem

wohnen könnte, und der auch alle Sorgen für mich tragen würde. Der Hafencapitain, ein zerlumpter Neger, dessen dreieckiger Capitainshut sich von allen Seiten herabneigte, kam; der General übergab mich seiner besondern Protection, wobei jener aus Ehrfurcht eine Menge der tiefsten Bücklinge machte und aufs Beste für mich zu sorgen versprach. Ich wurde nun in seine Hütte geführt, die im Innern nicht unreinlich aussah, allein bei einem starken Regen konnte ihr leichtes Dach das durchdringende Wasser nicht abhalten.

Für den folgenden Tag, welches gerade ein Sonntag war, ließ mich der Commandant zu Tische bitten, welche Ehre den dortigen Einwohnern eine hohe Idee von meiner Person beibrachte. Mehrere schwarze und farbige Offiziere von Boyers Armee waren gegenwärtig, das Diner fiel aber nicht splendid aus. Eine Suppe, junge Hühner mit inländischem Gemüße und eine kalte Schöpsenkeule war, nebst einigen Früchten als Dessert, Alles. Dabei floß der Wein sehr sparsam. Statt Brod hatten wir Casavi. Das Gespräch, welches man mit mir anknüpfte, handelte vorzüglich von der Aufnahme der Schwarzen in unsern Ländern. Als ich erklärte, daß daselbst jeder Schwarze frei und ungehindert ein Gewerb betreiben könne, sobald er seine Abgaben wie jeder Andere entrichte, freueten sie sich sehr, und meinten, es sey doch Unrecht von Christoph gewesen, daß er die Weißen so mißhandelt habe. Ihre Gespräche unter sich selbst betrafen vorzüglich die beiden Gouvernementsverwaltungen seit dem Tode des Dessalines und andere politische Angelegenheiten. Als ich nach meiner Wohnung zurück kam, fand ich einige Neger vom Schiffe; sie verlangten über den ausgemachten Preis für die Ueberfahrt auch noch ein Trinkgeld von zwei Thalern für sich.

Fortroyal hat beiläufig **200** Häuser, die aber alle in Ruinen liegen; selbst das Haus des Commandanten war

keines von den ehemaligen schönen steinernen einstöckigen Häusern der Franzosen, sondern nur ein Erdgeschoß, das von vier Mauern umgeben, und mit einem Schindeldache überdeckt war. Die gegenwärtig von den Schwarzen bewohnten Häuser in Fortroyal können 150 an der Zahl betragen. Sie stehen einzeln umher. Die Gassen sind breit, aber ohne Pflaster und Regelmäßigkeit. Die Kirche ist das einzige Gebäude, das von den Feuerfluthen im Jahre 1801 verschont geblieben ist; deßhalb fand ich auch dieselbe weit reichhaltiger an Verzierung und Schmuck als jene im Cap. Besonders auffallend war mir die Weise, wie man in Ermangelung eines Thurmes die Glocken angebracht hat. Diese hängen vor der Kirche auf einem großen freien Platze zwischen zwei Säulen, die eher einem Galgen gleichen. Außer der Kirche sah ich nicht die geringste Merkwürdigkeit in dieser Stadt. Kaufläden und Gewölbe, Kaffeehäuser oder Gasthöfe sucht man vergeblich, kaum daß man auf dem Markt einige Lebensmittel findet. Das Gebäude, welches die Gefängnisse enthielt, war ringsum von einer Mauer umgeben, im Innern kam es mir wie eine Kaserne vor; es mag wohl auch unter Christoph die Besatzung darin gewohnt haben, wie ich aus den verschiedenartigen Effecten, die in den Zimmern umherlagen, schließen konnte. Gegenwärtig fand ich nur einen Wacheposten von einigen Mann darinnen, die mir den Eintritt keineswegs versagten. Unten im Hofe sah ich die Gefängnisse. Sie standen alle offen; es waren Löcher, die durch 4 oder 5 Fuß breite, eben so lange und hohe Mauern eingeschlossen, und vorn mit einer eisernen Gitterthüre vermacht waren; von außen war jedes noch mit einer eisernen Thüre zu verschließen. Hinten im Winkel sah man eine hölzerne Pritsche zum Schlafen, aber voller Koth. Das Ganze kam mir wie eine Menagerie vor, wo man reißende Thiere einsperrt.

Gegen Abend hörte man jedes Mal den Lärm der Trommeln und Pfeifen. Hierauf versammelte sich Alt und Jung von der gemeinen Klasse der Einwohner zum Tanze. Ein großes Zimmer diente hiezu. Aber auch auf freier Gasse sah man noch andere Zirkel, die ihre afrikanische Musik und ihre unzüchtigen Tänze exercirten.

Ohngefähr eine kleine halbe Viertelstunde von der Stadt entfernt steht die Festung, die ehemals dazu diente, um jedes feindliche Schiff, das in den erwähnten Kanal einläuft, in Grund zu bohren. Sie ist gegenwärtig in sehr schlechtem Zustande, denn ich fand daselbst kaum noch 10 Feuerschlünde, die jedoch 16 Spannen lang waren und deren 5 im Umfang hatten; Christoph hat das Geschütz aus dieser Festung auf seiner Henri-Citadelle verwendet. Bei meiner Anwesenheit stand diese Feste ganz verlassen da, ich fand darin nur eine Heerde Ziegen, die auf dem Grase weideten.

In Begleitung eines schwarzen Jägers und einiger Neger begann ich nunmehr meine Streifzüge in der Gegend umher, die ich vorzüglich in zoologischer Hinsicht sehr belohnend fand. Wie sehr hatte ich hier den Mangel eines Gefährten für das zoologische Fach zu bedauern. Es gebrach mir überdieß an Arsenik zur Conservirung der Thierhäute, wodurch mir meine Arbeit sehr erschwert wurde. Uebrigens konnte ich nun erst mit Lust und Ausdauer meinem Zwecke nachstreben. Niemand legte mir etwas in den Weg, auch war ich jetzt ziemlich an das Klima gewöhnt, fühlte mich fortdauernd gesund und in heiterer Gemüthsstimmung. Meine Gesichtsfarbe hatte sich in jenes widrige, dem Creolen eigene Gelb verzogen. Beleibtheit hinderte mich sehr wenig auf meinen Streifzügen; leicht wanderte ich mit einem Tuche um den Kopf und einem breiten Filzhut à l'Indienne den ganzen Tag in der größten Sonnenhitze umher, ohne mehr das Drückende dieser Ungemächlichkeit sehr zu empfinden. Oefters

gesellten sich Negerbuben zu mir, um neugierig zuzusehen, wie ich Schmetterlinge fing, oder andere ähnliche Arbeiten verrichtete. Kehrte ich Abends nach meiner Wohnung zurück, so fand ich mein frugales Gombo (ein von Hibiscus esculentus bereitetes Gericht), das sehr wohlschmeckend war.

Die physische Natur bot hier einen für mich ganz neuen Anblick dar. Statt dichter Waldungen fand ich große Sandflächen mit unzähligen Stachelgewächsen bedeckt, gegen das Meer zu ist jedoch die Umgebung von Fortroyal sumpfig.

Des Morgens fuhr mein Wirth immer auf das entgegengesetzte Ufer der Bay, auf den Austernfang. Ich begleitete ihn einige Male, wobei ich mir den Ausdruck, daß die Austern auf den Bäumen wachsen, erklären lernte. Die Sache verhält sich so. Jene Ufer der See, die eine hohe Brandung haben, so wie auch die, wo die Brandung niedrig ist, sind häufig mit Manglebäume (Rizophora Mangle) besetzt, deren Arme in die See hinabsproßen, und an die sich häufig Austern festsetzen. Während der Fluth sind diese Thiere alle im Wasser; tritt aber die Ebbe ein, so stehen sie einige Stunden frei über dem Wasser, und nun wachsen die Austern auf den Bäumen. Bei dieser Gelegenheit nahm mein Wirth, der Hafencapitain, ein großes Messer (Machette), welches jeder Neger anhängen hat, hieb die Wurzeln Stückweise ab, und warf sie mit den Austern zugleich ins Boot. Hier traf ich auch am Ufer in unzähliger Menge jene kleinen Krabben mit einer Scheere an, welche von den Eingebornen male Oreille genannt werden, und den sonderbaren Polypen Schatrouille.

Eines Tages hörte ich vom Gestade her ein gewaltiges Jubelgeschrei, welches sich immer mehr näherte. Zwei Neger, von einem Schwarm Soldaten, von Weibern und Kindern umgeben, schleppten an langen Stricken zwei ziemlich große Krokodile auf dem Sande fort. Der ganze wilde Haufen

zog nach dem Hause des Präsidenten Boyer zurück, welcher zu dieser Zeit eben die Stadt auf einige Tage besuchte. Derselbe besah die Thiere und ging in seine Wohnung zurück. Ich befand mich mitten im Haufen, als man das Geschrei vernahm: „Portez li au caye blanc la, ça ça bacaye à li“ (Bringet sie nach dem Hause des Weißen, sie gehören für ihn). Mit diesen Worten gings auf meine Wohnung zu. Nun aber ward ich von dem ganzen Schwarm umringt, der in lautes Gelächter ausbrach, worunter einige in creolischem Jargon schrieen: „Jesus! blanc la besoin cayman, ça li veut faire avec tout bacaye en pays à li“ (Jesus! dieser Weiße will Krokodile; was will er nur mit all dem Zeug in seinem Lande machen).

Ich ließ die beiden Thiere in den Hof meiner Wohnung bringen, der auf der Straßenseite von einer bretternen Wand eingeschlossen war. Kaum glaubte ich sie hier in Sicherheit, als die Wohnung von allen Seiten bestürmt wurde. Die Thüre des Hauses, ohnehin nur mit einem hölzernen Riegel verwahrt, wurde aufgesprengt, die Bretterwand des Hofes niedergerissen, und die festgebundenen Thiere mit einem Steinregen gedeckt. Mein Hauswirth, der Hafencapitain, jammerte entsetzlich über die Zerstörung in seinem Gebäude, und ich war eben bereit, zum Präsidenten um Hilfe zu eilen, als ein anderes Schauspiel einen Theil des Pöbels auf sich zog. Zwei Neger, die sich hiebei beleidigt hatten, fingen an sich zu boxen. Nun strömte die Menge dem Kampfplatze zu, und umkreiste die Streitenden, wobei die ganze Straße versperrt ward. Der Eine wurde durch einen heftigen Schlag auf den Kopf zu Boden gestreckt, wo er einige Minuten ganz besinnungslos lag. „Li meur! li meur!“ schrieen viele; jedoch bequemte sich Niemand, frisches Wasser zu bringen, bis er wieder von selbst zu sich gekommen war, worauf er in eine Hütte getragen wurde. Der Andere demonstrirte mit sieges-

stolzer Miene den umstehenden Gaffern die Geschicklichkeit seines Manövers, wodurch er des Gegners Meister geworden, und schlich sich heimlich lachend davon.

Indeß fiel ich auf ein weit kürzeres Mittel, mich, von dem nun neuerdings zuströmenden lästigen Besuche zu befreien. Ich ließ die beiden Krokodile auf die Straße werfen, wo sie unter gräßlichem Geschrei getödtet und mit Säbeln in Stücke zerhackt wurden. Einige feuerten sogar mitten im Haufen Pistolen auf sie ab. Die einbrechende Nacht und vorzüglich ein heftiger Platzregen machten der Scene ein Ende.

Die Fischereien wurden zwar wiederholt fortgesetzt, allein keine Krokodile mehr gefangen, wodurch ich überzeugt wurde, daß sie hier auch nur selten erscheinen. Ich entschloß mich daher, auf Anrathen meines Wirthes, zu einer Reise nach dem Flusse Masacre auf den Krokodilfang. Ich bedung ein Boot, geführt von zwei Negern; eine Stange, mitten im Nachen befestigt, diente als Mastbaum, und eine Bastmatte, mit zusammengedrehten Bastbändern von der Musa sapientum ersetzte das Segel.

X.

Fahrt nach dem Flusse Masacre.

Krokodile. — Das Dorf Embouchure. — Krokodilen=Jagd. — Rückreise nach dem Cap.

Gegen Mitternacht, als der Landwind eintrat, stachen wir in die See. Ein sanftes Lüftchen schwellte unser Segel, um nicht zu sagen, unsere Bastmatte; der hellscheinende Mond beleuchtete die am Gestade hoch sich aufthürmenden Felsenmauern und versilberte den Schaum der tobenden Brandung in den Steinmassen. So glitten wir sanft über den majestätischen Spiegel. Während ich, in tiefstes Nachdenken versunken, das erhabene Naturgemälde anstaunte, schliefen meine beiden Neger wechselsweise. Inzwischen brach der Morgen an, ein starker Thau durchnäßte meinen Mantel, bis die kräftigen Sonnenstrahlen sich über uns ausbreiteten, und in einigen Minuten Alles getrocknet war. Gegen Mittag landete unser kleines Schifflein bei der Mündung des Flusses Masacre, wo schon ein starker Bisamgeruch den Aufenthalt der Krokodile verrieth. Hier sah ich zum ersten Mal diese Ungeheuer in ihrem natürlichen Zustande.

Kaum war das Boot befestigt und wir ans Land gestiegen, als mir meine Neger zwei dieser Thiere von bedeutender Größe zeigten. Anfangs hatte ich sie für Holzstämme gehalten, da sie ganz unbeweglich in den Sand hingestreckt

lagen, um sich zu sonnen. Ihre Rachen waren weit aufgesperrt, und ein Schwarm von Fliegen summte um sie her. Ein Hündchen, das wir mitgenommen, sprang sogleich auf sie los und klaffte sie an. Da erhoben sich die Giganten ganz langsam; das eine Krokodil senkte sich mit Hinterlassung vieler Luftblasen ins Wasser, das andere zog sich in einen Sumpfwald von Rhizophora Mangle zurück.

An der Mündung des Masacre liegt das kleine Negerdorf Embouchure, welches aus einem Dutzend elender Hütten besteht, die sich längs des Flusses hinziehen. Gegen Geldbezahlung erhielt ich eine solche unbewohnte Hütte zur Wohnung während meines Aufenthaltes. Die Wände waren von Holzgeflechte und außerhalb mit Lehm beworfen, und das Ganze war in zwei Gemächer getheilt. Ein leichtes Strohdach schützte vor dem Regen. Das Vorderzimmer räumte ich meinen Negern ein, das zweite ohne Fenster wählte ich zum Schlafgemache. Der Eigenthümer dieser Hütte, ein Griffon*), war so träge, daß er es kaum der Mühe werth fand, mir etwas Nahrung zu verschaffen, und nur durch vieles Zureden meiner beiden Neger, die ihm weiß machten, ich hätte viel Geld, ließ er sich bewegen, einige Fische zu liefern.

In Ansehung des Zweckes, den ich bei dieser Fahrt hatte, konnte selbigen Tag nichts Wesentliches vorgenommen werden, da die eigentlichen Fischer mit den Netzen nach den Korallenriffen auf den Fischfang gefahren waren. Ich begnügte mich daher, in den erwähnten Sumpfwaldungen mit meinen beiden Negern verschiedenartige Krabben aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit fing einer derselben ein ganz kleines Krokodil von einem halben Fuß in der Länge. Es spuckte ganz gewaltig, als wir ihm ein kleines Strickchen an den

*) Siehe das Kapitel über vermischte Menschenracen.

Hinterleib banden; doch wurde es im Boot angebunden, mit einem Stücke Bret überdeckt und Wasser darauf gegossen, wornach es sich auch sogleich ruhig verhielt. Am Ufer des Sees ließen sich noch öfters große Krokodile an der Sonne sehen; als aber meine Neger einen Schuß auf sie gethan, verschwanden sie plötzlich.

Abends, ehe wir uns schlafen legten, mußten wir zuerst einen Bund getrockneter Tabaksblätter anbrennen, um das zahllose Heer Maringoins *) zu verbannen. Nirgends hatte ich in solchen Schwärmen diese Insekten gesehen als hier. Den Tag über kam eine ziemliche Anzahl Schwarzer herbei, die mich von Kopf bis zu Fuße neugierig begafften, und zu der Vorsicht veranlaßten, ein Paar geladene Pistolen nebst meinem Säbel, ohne welchen ich nie ausging, an der Seite meines Lagers bereit zu halten.

Den andern Morgen unternahm ich mit mehreren Negern auf unserm Boote eine Excursion stromaufwärts. Es ward auf mehrere Krokodile geschossen, jedoch nur ein einziges getödtet, welches sich zu weit vom Wasser entfernt hatte. In einer kleinen Krümmung landeten wir, um uns nach einem andern kleinen Flusse zu begeben, wo vorzüglich viele kleine Krokodile zu finden seyn sollten; wir sahen uns jedoch in unsern Erwartungen getäuscht. Als wir weiter vorwärts drangen, kam uns plötzlich ein pestartiger Geruch entgegen; wir entdeckten auch bald die Ursache davon, denn unfern dem Ufer lag auf dem Sand ein großes Krokodil hingestreckt, welches von tausenden der weißen Maden verzehrt wurde. Außer mehreren Krokodilseiern konnte ich keine weitere Ausbeute auf dieser Excursion machen. Nach meiner Rückkunft zog ich noch an demselben Tage die Haut von dem erlegten Krokodile ab, wobei ich wieder eine Menge Zuschauer hatte.

---

*) Sind große Mücken, deren Stich eine schmerzhafte Blase zurückläßt.

Während meines Aufenthaltes daselbst wurden mit Hilfe der Fischer mehrere Krokodiljagden unternommen, und mit Erfolg ausgeführt. Die Art und Weise derselben ist im Artikel von den Amphibien hinlänglich bezeichnet.

Am 4. Tage kehrte ich freudig mit meinen Gefangenen, die ganz vorn im Boot gebunden, und mit Baumzweigen überdeckt waren, nach Fortroyal zurück. Aber bald wurde meine Freude in Traurigkeit verwandelt als ich bei unserer Ankunft im Hafen die beiden Kriegsschaluppen nicht mehr gewahrte, auf denen ich die Krokodile fortzubringen gedachte, und der Hafen wieder so öde und leer aussah, wie vorher. Um einen Auflauf zu vermeiden, stieg ich erst in der Dämmerung ans Land; die Krokodile band ich im Garten meines Wirthes an einen Baum, bis ich sie den andern Morgen in ein großes, mit Wasser gefülltes Faß brachte.

Mein einziges Bestreben war nun, diese Thiere wohlbehalten nach dem Cap zu bringen.

Das kleine Fahrzeug, womit ich eingetroffen, war bereits wieder vom Cap angekommen, und sollte in 5 bis 6 Tagen abreisen. Aber ich konnte mich zu neuen Ungemächlichkeiten nicht entschließen, und war gesonnen den Rückweg mit einer Karawane von Eseln auf dem Lande zu nehmen. Von allen Seiten kam aber die Nachricht, daß die Flüsse durch die vielen Regengüsse ungewöhnlich angeschwollen seyen; folglich blieb mir nichts übrig als jener Weg zu Wasser. Meine gesammelten Naturalien hatte ich alle in Kisten gepackt und bereits eingeschifft. Die Schaluppe hatte dies Mal mehrere Negerpassagiere aufgenommen, die nach dem Cap reisten. Um von dem Landwind zu profitiren, wurde um Mitternacht in die See gestochen, obgleich der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt war, die nur hie und da spärliches Mondenlicht durchscheinen ließen.

Kaum waren wir unter Segel, als die Krokodile sich

fortwährend aus ihrer Gefangenschaft zu befreien suchten; weshalb ich besonders von einem Mulatten, der sie ins Wasser werfen wollte, viel zu leiden hatte. Der Himmel verfinsterte sich gegen Morgen immer mehr mit schwarzem Gewölke, das endlich in einen Sturmwind und in unermeßliche Regengüsse ausbrach, die uns nöthigten, schnell nach Fortroyal zurückzukehren. Die Schiffer fürchteten einen Orkan, der in dieser Jahreszeit keine seltene Erscheinung ist. Nachmittags 2 Uhr trafen wir mit vollen Segeln in Fortroyal an. Den erwähnten Mulatten führte mein Wirth, der Hafencapitain, zum Commandanten, der ihm zur Strafe für die mir angethanen Mißhandlungen die Reise nach dem Cap untersagte. Des andern Tages traf mich derselbe Mulatte am Meeresufer, wo er mir eine Boxpartie antrug, zu der ich mich aber nicht verstand.

Am dritten Tage ging unser Fahrzeug zum zweiten Male unter Segel, und wir langten dann ohne weitere Vorfälle mit einem frischen Winde im Cap an.

Der General Richaud, ehemaliger Gouverneur und Herzog von Marmelade, hatte die Gefälligkeit mir zu erlauben, die lebenden Krokodile in das Bassin seines Gartens zu setzen. Von dieser Zeit an nannten mich viele Neger im Cap: „Moncher caiman“ (Herr Krokodil) und manchmal setzten sie noch hinzu: „avec petites a li“ (mit seinen Kleinen).

Als ich wieder im Cap angelangt war, machte ich fortwährend Excursionen nach verschiedenen Gegenden, wobei ich Gelegenheit fand, mir manche Kenntniß über das Land selbst und seine Bewohner zu erwerben, worüber an seinem Ort gesprochen werden wird.

XI.

Reise von Cap nach Gonayves.

Die Stadt Gonayves. — Salinen. — St. Marc.

Am 7. Februar verließ ich die Capstadt, und ging zur See nach Gonayves. Ich nahm nun auf immer Abschied von jener Stadt, worin ich so manchen Jammer und so wenige glückliche Tage erlebt hatte. Die Rückerinnerung an überstandene Mühseligkeiten erregte ein dankbares Gefühl in mir. Während des Frühstücks, das unser Capitain allen Bekannten gab, ging das Schiff unter Segel. An demselben Tage passirten wir die kleine Insel la Tortue, hierauf das Vorgebirg Cap Nicolas, und gelangten erst am dritten Tage wegen widriger Winde in Gonayves an, wo ich bei Herrn Braun, einem englischen Kaufmann, an welchen ich empfohlen war, gut aufgenommen wurde.

Gonayves ist eine kleine Stadt mit einem Hafen, auf der westlichen Seite der Insel, zwischen Plaisance und St. Marc. Sie zählt ungefähr 200 Häuser, die jedoch alle von Holz erbaut, und theils einen Stock hoch, theils nur Erdgeschosse und mit Gallerien versehen sind. Diese Stadt macht in der Ferne nicht den mindesten Effekt, und gleicht mehr einer unbedeutenden Ortschaft, als einem der ersten Handelsplätze der Insel. Sie hat beiläufig 1000 Einwohner von verschiedenen Farben, jedoch ist die Anzahl der farbigen Leute weit geringer als die der Schwarzen.

Die vorzüglichsten Produkte, welche hier erzeugt werden, sind Baumwolle und Kaffee. Weiße gab es bei meinem Aufenthalte nicht mehr als etwa 15 in dieser Stadt, die sich mit Spekulationen auf Produkte des Auslandes beschäftigten. Nach dem Cap ist diese Stadt der vorzüglichste Handelsplatz der Nordprovinz. Die Gassen sind sandig, sehr breit und geradlinig. Gonayves hat eine kleine Kirche und einen Marktplatz, wo man zweimal in der Woche alle möglichen Nahrungsartikel findet. Kleidungsstücke werden in Boutiquen verkauft. Zwei von Erde und Holz aufgebaute Schanzen am Meeresufer decken die Stadt von der Seeseite. Außerdem dient ein kleines Fort, welches auf dem seitwärts gelegenen Kalkgebirge (Mont blanc) angelegt ist, zum Schutze der Stadt. Zwölf bis sechszehn Schiffe liegen hier gewöhnlich vor Anker.

Sehr bedeutend sind die nicht weit entfernten Salinen. Hier läßt man das Seewasser in Gruben eindringen, verschließt sodann die Oeffnung, durch welche die Grube mit dem Meere in Verbindung steht, und läßt das Wasser, den Einwirkungen der Sonne und der Luft ausgesetzt, crystallisiren. Ich habe das Salz der Salinen von Gonayves viel weißer, reiner und schärfer als jenes in den Salinen von Triest gefunden. In dieser Gegend ist der Boden eine halbe Meile im Umfange mit einer weißen Thonerde bedeckt, die sehr mit salzigen Theilen geschwängert ist, und auf deren Oberfläche man nur zwei Pflanzengattungen antrifft, nämlich Salsola indica und Atriplex halinus. Die ganze Umgegend ist sehr sandig, und ob sie gleich beim ersten Anblick ein unfruchtbares Land zu verrathen scheint, so findet man doch, wenn man sich nur etwas dem Gebirge nähert, die schönsten Kaffeeplantagen, während die sandigen Gegenden mit Baumwollstauden besäet sind. Die Straßen werden von langen Reihen Tannenpalmen (Elate sylvestris) be-

schattet. Die Acaciengebüsche sind mit Agaven, mit Cactusarten, Aloen u. dgl. gemischt.

Auf der Straße nach dem Cap kommt man über ein Gebirge von Felsenblöcken, das unter dem Namen Escalier bekannt ist. Ueber dasselbe führt eine Straße, die nicht ohne Gefahr zu passiren ist, in mehreren stufenartigen Absätzen.

Die Straße von Gonayves nach St. Marc führt durch ein Sandmeer, wo man fortwährend den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, und sich oft meilenweit kein lebendes Geschöpf blicken läßt, bis gegen den Fluß Artibonite, wo die ungeheuren, mit dem Meere in Verbindung stehenden Sümpfe ihren Anfang nehmen. St. Marc ist eine kleine Stadt mit Hafen, die in französischen Zeiten viele steinerne Häuser enthalten hat, gegenwärtig aber unbedeutend ist. Die kleine Stadt machte den Grenzort von Christophs Königreich aus. Von hier stößt man auf keine Stadt bis Port-au-Prince, wo Präsident Boyer residirt.

Nach Port-au-Prince bin ich nicht gekommen, weil mich die bei meinem Aufenthalt in Gonayves ausgebrochenen Unruhen daran verhinderten; indessen ist Alles, was ich von dieser Stadt weiß, von keinem besondern Belange. Die Häuser waren 1821 größtentheils noch von Holz, wie die von Gonayves. Mitten in der Stadt ist das Grabmal des vorigen Präsidenten Petion, bei welchem eine Lampe fortwährend brennt. Der Hafen ist sicher und durch mehrere Forts gedeckt.

Da ich nun das Wichtigste, was mir während meines Aufenthaltes in Hayti begegnet ist, erzählt habe, so wird es passend seyn, die Beobachtungen, welche ich hinsichtlich des Landes und der Bewohner gemacht habe, jetzt im Zusammenhange folgen zu lassen.

XII.

Allgemeine physikalische Beobachtungen auf Hayti.

Geographische Lage. — Größe. — Gebirge. — Flüsse. — Klima. — Thermometerbeobachtungen. — Jahreszeiten. — Gewitter. — Regenzeit. — Merkwürdiges Naturphänomen. — Tagsverschiedenheit.

Die Insel Hayti liegt unter dem 18° bis 20° nördlicher Breite und den 60° bis 70° westlicher Länge von Greenwich, zwischen Kuba und Portorico, und ist eine der fruchtbarsten und ergiebigsten Antillen. Die Insel hat nach Dumas etwa 100 Seemeilen, jede zu 2851 Toisen gerechnet, in der Länge, in der Breite aber, von Norden nach Süden, ohngefähr 30 Meilen. Der ziemlich genau berechnete Flächeninhalt beträgt 3000 □ Meilen.

In der Mitte der Insel erheben sich große Gebirgsketten, deren höchste Spitze der Cibao ist, dessen ehemals reiche Goldminen jetzt unbearbeitet liegen. Diese Gebirgsketten sind von sehr mannigfaltiger Gestalt und laufen viele Meilen weit ins Meer, in welcher Richtung sie einen überaus pittoresken Anblick darbieten.

Vom Cibao laufen Gebirgsketten nach Süden und Norden; einige nehmen dann eine westliche Richtung und erstrecken sich bis Cap Tiburon. Eine andere wichtige Gebirgskette nimmt östlich bei Cap Raphael ihren Anfang, und verbindet

sich mit denen des Cibao. Außer diesen schließt eine mächtige Gebirgsreihe das Thal von Sans-Souci ein.

Die Gebirge sind, je nachdem sie aus zersplittertem Thonschiefer oder aus Kalk bestehen, mit einer Schichte Humus bedeckt oder auch nackt, in jedem Falle aber mit großen Reitzen von der Natur ausgestattet. Denn die Thonschiefergebirge prangen mit herrlichen Urwaldungen und die kahlen Kalkgebirge ergötzen durch die Kühnheit ihrer Umrisse. Unzählige Spitzen und Felswände scheinen aus der Ferne ein Land der Unfruchtbarkeit anzudeuten; kommt man aber in ihre Nähe, so sind auch sie mit der wunderbarsten Vegetation bedeckt. Das neugierige Auge findet auch hier eine Menge Naturschätze, die man vergebens anderswo sucht. Die vielen, oft seltsam genug gestalteten Stachelgewächse sind es, welche hier ihr Spiel treiben. Es ließe sich daraus schließen, daß die Insel nur aus Flößgebirgen und aufgeschwemmten Erdlagern bestehe; vorzüglich da ich öfter auf den Gipfeln der Gebirge kleine Muscheln gefunden habe. Bei genauen Nachforschungen dürften vielleicht manche Versteinerungen von Pflanzen und Thieren sich vorfinden.

Viele Naturforscher behaupten allerdings, daß dieser Theil der Erde erst in spätern Zeiten sich aus dem Meere emporgehoben habe. Andere geben an, ein mächtiger Wasserstrom habe alle westindischen Inseln von dem festen Lande Amerika's losgerissen. So viel ist gewiß, daß seit Columbus Entdeckung manche Theile der Insel weggeschwunden sind, und daß hie und da an solchen Stellen jetzt Land ist, wo früher Meer gewesen. Doch beträgt dieß nach Aussage der Eingebornen höchstens etwa eine Viertelstunde. Mitgewirkt mögen hiebei die Orkane haben; vielleicht auch die oben genannten Madreporen, die an den Felsenrissen immer fortwachsen, indem sie bei täglicher Ebbe und Fluth eine Menge herumschwimmender Wurzeln, wie z. B. Rhizophora Mangle,

Stücke Holz und andere Vegetabilien einschließen, wozu ein Anflug von Sand oder Erde kommt, so daß endlich ein Ganzes und Zusammenhängendes formirt wird.

Die Insel Hayti enthält abwechselnd fruchtbare Thäler, Sandstrecken, Sümpfe, Ebenen und Savannen. Man findet dort nicht wie in unsern Ländern einige Meilen weit ein gleiches Land, sondern es hat jeden Augenblick ein anderes Ansehen. Kaum ist man über ein steiniges Gebirge hinab, so hat man einen Sumpf oder eine Sandfläche vor sich liegen, wo das Land mit seiner Vegetation auf der Stelle einen andern Charakter annimmt. Unter den vorzüglichsten Ebenen erwähne ich die Plaine du Nord, Plaine de l'Artibonite und Plaine du Port-au-Prince. Erstere, die zu Christophs Königreich gehörte, umfaßt den fruchtbarsten Theil der Insel.

Der gute Boden ist vorzüglich zum Zuckerbau geignet, deswegen trifft man auch hier die meisten Zuckerplantagen. In den Sandflächen von Gonayves und Artibonite bauet man Baumwolle; in den Gebirgsgegenden aber findet man Kaffeeplantagen. Die Ufer sind größtentheils mit Madreporen und Korallen verschanzt.

In den mit Waldungen bedeckten Gebirgen entspringen viele krystallhelle Quellen, wovon mehrere zu bedeutenden Flüssen heranwachsen, die jedoch nur zum Theile gegen ihre Mündung hin für kleine Fahrzeuge zum Transportiren der Lebensmittel schiffbar sind. Sie führen größtentheils eine Menge von Fischen, beherbergen aber auch Krokodile (Crocodilus acutus) Krabben und Schildkröten. In den niedern Theilen der Insel ist das Wasser faulig und warm.

Der Fluß Artibonite, der seinen Namen von dem Urbewohnern hat, entspringt auf den Gebirgen des Cibao, läuft von Osten nach Westen, durch das Thal Vallée de

Temperaturausweisende Tabelle.

Tage	Juni		Juli		Aug.		Sept.		Octb.		Nov.		Dec.		Jan.		Febr.		März		April	
	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr	Sonnenaufgang	Nachmittag 1 Uhr
1	78	86	76	85	78	88	78	87	76	86	76	84	70	78	69	79	69	78	72	82	74	82
2	78	84	75	84	77	88	78	88	75	85	75	80	71	79	68	80	68	78	72	82	74	82
3	77	84	75	84	78	88	77	88	76	86	75	80	72	79	70	78	66	72	72	81	73	83
4	78	85	76	86	78	89	76	86	78	87	74	80	73	78	70	80	66	73	71	80	72	83
5	76	84	74	85	78	86	76	86	78	86	75	80	71	80	70	78	66	72	70	78	72	83
6	77	83	75	87	78	87	78	87	76	86	74	82	72	81	68	76	66	77	71	78	74	84
7	77	82	78	88	79	88	75	87	76	86	74	82	72	79	68	78	68	76	71	80	72	83
8	75	82	75	82	79	90	79	90	78	89	75	80	74	76	72	79	70	72	70	80	71	83
9	74	84	76	86	80	90	78	89	76	86	74	84	72	75	70	78	68	72	72	82	72	84
10	73	83	76	86	79	89	79	88	76	85	74	77	72	78	71	76	63	78	74	79	72	84
11	74	84	77	87	78	88	78	87	76	85	73	81	72	78	72	78	68	78	73	80	71	83
11	73	84	77	87	76	87	78	86	76	86	76	81	70	77	72	77	68	81	71	82	74	84
13	74	84	76	86	77	88	76	86	76	86	75	81	71	77	69	76	66	81	70	82	75	84
14	75	84	76	85	78	88	78	88	77	86	76	82	71	78	67	77	71	81	72	83	74	86
15	76	84	76	88	77	88	78	88	78	86	75	82	76	78	72	79	72	80	71	82	74	86
16	75	85	77	85	78	87	76	85	77	85	73	80	68	78	71	80	6[illegible]	79	72	83	75	85
17	75	85	76	86	78	87	76	86	76	84	72	78	68	78	72	80	69	80	74	86	76	84
18	76	88	76	84	77	88	76	86	75	83	73	78	63	78	71	80	70	83	76	84	76	84
19	76	89	77	88	78	87	77	88	77	82	72	80	72	79	71	80	73	80	74	84	74	86
20	78	90	78	86	78	86	76	88	74	84	73	80	72	79	71	80	70	72	72	84	76	85
21	78	89	77	85	77	87	77	87	74	85	74	80	72	80	70	78	63	79	70	84	75	86
22	79	86	75	85	77	88	80	82	75	84	73	81	71	78	70	78	66	78	70	82	76	87
23	78	86	77	87	76	88	79	84	77	84	73	80	70	80	68	78	67	78	70	82	76	81
24	78	84	77	87	78	88	79	84	76	84	72	82	69	76	68	78	66	78	70	81	76	79
25	78	87	79	87	78	88	79	87	76	83	73	80	68	75	68	79	69	78	70	81	75	82
26	77	86	77	88	77	88	77	84	75	83	73	81	68	74	69	78	70	80	72	82	76	88
27	76	85	77	88	77	88	76	86	77	86	74	82	66	76	70	78	70	80	70	82	77	88
28	77	84	78	85	77	87	76	86	77	86	74	82	68	77	71	78	70	81	71	82	78	88
29	78	86	78	84	78	88	77	86	76	82	74	80	66	76	72	79			70	81	76	88
30	78	86	77	84	77	88	76	86	77	82	72	79	70	77	72	78			71	82	75	88
31			76	88	79	89			76	83			69	78	70	78			74	82		

Banica, vereinigt sich daselbst mit dem Guagamuco Banica, Seyba, Macasia und Nibon, die jedoch alle unbedeutend sind, und ergießt sich bei St. Marc ins Meer; er ist nebst dem Neiba und dem Ozama bei St. Domingo der bedeutendste auf der Insel.

Der Fluß Estre entspringt auf den Gebirgen des Cahos, läuft von Osten nach Westen, vereinigt sich in der Plaine de l'Artibonite mit dem Cabeuil und mündet ebenfalls auf dem nördlichen Theile der Insel bei Gonayves ins Meer. Mehrere kleine Flüsse, trois rivières genannt, vereinigen und ergießen sich bei Port-au-Paix ins Meer. Zu den bedeutenderen Gewässern sind ferner zu zählen: Granderivière, welcher auf der Höhe von Balière entspringt, und sich bei Limonade mit dem Meere vereinigt, der Masacre, der Fluß des Christusbergs, der in die gleichnamige Bay mündet, der Cul de Sac, Rivière blanche, Rivière Jacquemel und Leogane.

Was die climatischen Verhältnisse Haytis betrifft, so steigt das Thermometer in der Höhe von 200 Klaftern über der Meeresfläche nicht über 45⁰ Fahrenh., so daß man also hier das Klima gewissermaßen gemäßigt nennen kann; wie man denn auch dort Versuche gemacht hat, europäische Produkte zu acclimatisiren, als Gemüße, Getraide, Baumfrüchte.

In den niedern Theilen würde die Hitze des Tages unerträglich seyn, wenn nicht die Atmosphäre durch wohlthätige Seewinde abgekühlt würde. Beiliegende die Temperatur ausweisende Tabelle ist in Sans-Souci von einem englischen Arzte im Schatten entworfen worden, wobei jedoch zu bemerken ist, daß Sans-Souci einer der kühlsten Punkte vielleicht auf der ganzen Insel ist. Aus dieser Tabelle geht hervor, daß im August und September die heißesten Tage auf den Antillen eintreten. Nur kommt es, wie schon gesagt,

auf den Standort an. So habe ich z. B. im Cap, wo doch die Seewinde abkühlen, das Thermometer im Schatten während des August 89⁰ am Tage und 80⁰ in der Nacht gefunden, während des Septembers bisweilen etwas niedriger.

Ich fand im Durchschnitt in den Monaten Juni, Juli, August Mittags das Thermometer nahe an 90⁰ und manchmal darüber, in der Sonne 120⁰ bis 126⁰ nach Fahrenh. In der nassen Jahreszeit fällt das Thermometer sehr herab, weil die ganze Atmosphäre durch Gewitter abgekühlt ist; ja die Nächte sind oft sehr empfindlich kühl und feucht; allein in der trockenen Jahreszeit fällt es des Nachts selten unter 75⁰ nicht einmal unter 80⁰, weil des Nachts die Südwinde regelmäßig eintreten.

Hayti hat wie die übrigen Inseln der heißen Zone zwei Jahreszeiten, die nasse und die trockene. Die nasse, welche vom Mai bis Oktober währt, nennt man mit Unrecht den Winter der Antillen. In den ersten Monaten fällt täglich ein starker Regen; erst gegen Ende dieser Jahreszeit zeigt sich die Natur in ihrer ganzen Kraft. Nachmittags 3 Uhr hört man den weit entfernten Donner dumpf über dem Meere rollen; bald aber kommt er näher; dunkelschwarze Wolken thürmen sich auf; düstere Dunstmassen umhüllen die Häupter der hohen Gebirge. Plötzlich wandelt sich der Tag in Nacht; jeder Schiffer rüstet sich gegen den Ausbruch der furchtbaren Erscheinung; hellleuchtend fahren die schlängelnden Blitze durch das schwarze Gewölk. Die See schlägt ungestüm an die Küste und das schäumende Gewoge fliegt gegen die Felsen, bis sich endlich die ganze Himmelsdecke unter Donnerschlägen in ungeheuren Wassermassen herabstürzt, wovon man in Europa keinen Begriff hat. Die Schläge waren oft so stark, daß ich mehrmals im Freien eine electrische Erschütterung empfand. Solche Gewitter brechen in den Monaten August und September unausbleiblich jeden Tag aus.

So furchtbar die Gewitter toben, so wohlthätig und nothwendig zeigen sie sich in dieser Zone. Merkwürdig ist auch die Eigenthümlichkeit, womit die Regengüsse oft herabstürzen. Es geschieht nämlich bisweilen, daß, während mächtige Wassersäulen rings um uns niederrauschen, plötzlich eine perpendikuläre Oeffnung sich zeigt, die das Auge auf eine von der Sonne schön beleuchtete Landschaft führt, was einen überraschenden, schwer zu beschreibenden Anblick gewährt.

In solchen Regenperioden scheinen auf den steilen Gebirgen neue Flüsse entsprungen zu seyn, die mit Gewalt herabstürzen, und tiefliegende Straßen und Gegenden in ein Wassermeer verwandeln. Die Regengüsse dauern gewöhnlich in mehreren kurzen Zwischenräumen bis Morgens 3 oder 4 Uhr fort, gegen sechs Uhr aber, erscheint die Sonne wieder am reinen, ruhigen Horizont. Nach der Berechnung des englischen Astronomen Moor auf Hayti betrug die Menge des Regenwassers im Monat August 1820 vier Zoll 75 Linien.

Gegen Ende der nassen Jahreszeit stellen sich des Morgens Nebel ein, die oft Stundenlang mit der Sonne im Kampfe liegen, bis endlich diese mit ihren feurigen Strahlen siegreich durchbricht. Am interessantesten wird die Scene, wenn man sich auf der Höhe eines Berges befindet. Hier scheint es, als ob das ganze Land in einem Wassermeere schwebte, über welches nur die Spitzen der Berge mit dem reinsten Himmel umgeben majestätisch hervorragen; oder es wälzen sich dicke Dunstmassen durcheinander, ein mächtiger Sonnenstrahl greift durch und es entsteht das herrlichste Naturphänomen. Durch diese Nebel in den Aequinoctial Gegenden entstehen häufig grüne Wolken, und andere bei uns nie bemerkbare Erscheinungen.

Erst wenn in Europa der Sonnenstrahl schräger fällt

und sich der Winter bildet, beginnen in Westindien die schönen Abende der trockenen Jahreszeit, welche die Westindier vor der Thüre oder auf dem Balkon zubringen; dann trübt kein Wölkchen mehr den Himmel, die Sonne bestrahlt vom frühen Morgen den majestätischen Meeresspiegel und verschwindet des Abends in demselben. Morgen- und Abenddämmerungen finden fast nicht Statt. In den Tropenländern weiß die ganze Natur nichts von einem Winter. Ein immer fruchttragender Boden und ein ewiges reges Leben der Vegetation, ernährt zu jeder Jahreszeit seine Bewohner und bietet ihren Bedürfnissen jegliche Befriedigung; daher verändern die Thiere, einige Arten von Zugvögeln ausgenommen, selten ihren Aufenthaltsort. Der tropische sogenannte Winter ist eigentlich nur eine rein trockene Hitze. Der Pflanzer ist nun beschäftigt, seine Zuckerrohre auspressen zu lassen, und den Kaffee einzuärnten. Die Baumwoll-Felder bieten einen Anblick dar, als wären sie mit Schnee bedeckt. Die Schiffe, welche in den Häfen auf der Rhede liegen, werden täglich, manche zweimal des Tages, mit Wasser begossen, um sie vor allzu starkem Austrocknen zu schützen; sorgfältige Capitains lassen oft das ganze Verdeck mit Pech übergießen. Während dieser Jahreszeit sind die Steine oft so erhitzt, daß man nicht im Stande ist, sich darauf zu setzen; eben so heiß ist der Sandboden, so daß nur die verkrusteten Fußsohlen der Eingebornen das Barfußgehen auf demselben aushalten können.

Ich muß hier eines ganz außerordentlichen Naturphänomens in dieser Jahreszeit erwähnen, wovon ich selbst Augenzeuge gewesen. Es war in der kleinen Stadt Gonayves, als die Sonne von Morgens bis Abends ihre fast senkrechten Strahlen unausgesetzt über die östlich von der Stadt gelegenen hohen Kalkgebirge sendete. Nachmittags den 16. Februar ward auf einigen Punkten ein Dampf und Rauch

sichtbar; ohngefähr von drei Uhr an zeigte sich beiläufig an acht bis 10 verschiedenen Punkten diese Erscheinung; gegen Abend aber nahm die Anzahl derselben bedeutend zu, bis sich endlich bei Einbruch der Nacht das Phänomen in seiner ganzen Herrlichkeit darstellte. Der Rauch nämlich ging in Flammen über, und so zählte ich Abends gegen 9 Uhr über hundert von einander abgesonderte kleine Feuer, die auf der Erde fortzulaufen schienen, wenigstens ihren Standort unaufhörlich veränderten, hier und da erloschen und anderwärts wieder entstanden, so daß ich das ganze Schauspiel nicht anders als mit wandelbarem Wachefeuer eines großen Lagers vergleichen kann.

Die Einwohner gaben mir als Grund dieser Erscheinung an, daß die Kalksteine zersprängen, und die in der nassen Jahreszeit gewachsenen und jetzt vertrockneten Vegetabilien sich entzündeten. Daß eine Menge zersprungener Kalksteine von diesen Kalkwänden herabgerollt waren, kann ich bestätigen; ich nahm selbst ein solches Stück mit nach Europa; auch fand ich das Kalkgebirge an manchen Orten mit einer vertrockneten Grasart bedeckt, die, nach blüthenlosen Exemplaren zu urtheilen, einem Scirpus gleicht.

Schließlich noch ein Wort über die Tagesverschiedenheit auf Hayti. Der Unterschied des längsten und kürzesten Tages beträgt in Deutschland ohngefähr 8 Stunden, auf Domingo 2 Stunden 41 Minuten. Der längste Tag hat daher 13 Stunden 31 Minuten, und der kürzeste 10 Stunden 40 Minuten. Die Verschiedenheit des Eintritts der Sonne in den Mittagskreis im Verhältniß zu Deutschland beträgt ohngefähr 6 Stunden, so daß es, wenn in Deutschland Mittag, auf Domingo Abends 6 Uhr ist.

Bemerkenswerth ist, daß der Aufenthalt im Freien beim vollen Monde auf die Gesundheit des Europäers sehr nachtheilig wirkt.

Die Jahreszeiten hatten nach europäischer Berechnung daselbst im Jahre **1820**, wie folgt, ihren Anfang:

Frühling	den **20.** März	**11** Uhr	**28** Min.	**28** Sek.	Morgens.
Sommer	den **21.** Juni	**8** "	**54** "	**28** "	Morgens.
Herbst	den **22.** Sept.	**10** "	**8** "	— "	Abends.
Winter	den **21.** Decb.	**9** "	**38** "	**38** Sek.	Abends.

XIII.

Bevölkerung. — Menschenracen. — Krankheiten.

Vor der französischen Revolution (1789) belief sich die Population in Hayti ungefähr auf 570,000 Menschen, die sich in drei verschiedene Klassen eintheilten, als:

40,000 Weiße, große und kleine Pflanzer,
30,000 Farbige und Schwarze, freie Leute,
500,000 Sklaven, so wohl Eingeborne als Afrikaner, die wieder in verschiedene Klassen zerfielen.

Lacroix gibt die gegenwärtige Bevölkerung auf
501,000 an, nämlich:
480,000 Schwarze,
20,000 Farbige,
1,000 Weiße.

Davon rechnet er auf Christophs Antheil 240,000.
auf die Republik 261,000.

Ich glaube, daß Lacroix Angaben zu hoch gehen.

Nach meinen Erkundigungen nehme ich für Christophs Antheil nicht mehr als 160,000 an, worunter 15,000 Mann Militair miteingerechnet sind. Auch die Zahl der Farbigen ist zu hoch angegeben, indem sich diese Klasse, seit die Insel von Schwarzen regiert wird, sehr vermindert hat.

Die männliche Bevölkerung hat in Folge der blutigen Kriege bedeutend abgenommen.

In jedem Hause findet man 5 bis 6 Frauenzimmer, welche fast allein die häuslichen Geschäfte besorgen. Ich getraue mir auf Christophs Antheil nicht 30,000 männliche Individuen, Alles miteingerechnet, zusammen zu bringen; von Afrika her hat die Population keinen Zufluß mehr, jedoch kann man annehmen, daß sie eher steigen als fallen dürfte, wenn sich einmal die Insel eines langen Friedens zu erfreuen hat.

Neuesten Nachrichten aus Port-au-Prince zu Folge rechnet man die Bevölkerung seit der Vereinigung mit dem spanischen Antheile auf 700,000 Seelen.

Ueberraschend ist dem ankommenden Europäer der Kontrast der verschiedenen und mannigfaltigen Nüancen der Menschenfarben.

Wenn wir den Europäer und den Neger, beide in Westindien fremd, als Stammeltern annehmen, so entstehen daraus die farbigen Menschen.

Es geht die Mischung der farbigen Leute ins Unendliche. Ich will daher nur folgende Fälle anführen:

A.

Schwarz	Weiß
Mulatte.	

Ein Weißer und eine Negerin zeugen einen Mulatten.

B.

Schwarz	Mulatte	Weiß
Griff	Quateron.	

Ein Mulatte und eine Negerin zeugen einen Griff. Ein Weißer und ein Mulatte zeugen einen Quateron.

C.

Schwarz	Griff	Mulatte	Quateron	Weiß

Sacatra	Marabou	Mestitze	Mamelucke

Ein Griff und eine Negerin zeugen einen Sacatra.

Ein Griff und eine Mulattin zeugen einen Marabou.

Ein Mulatte und ein Quateron zeugen einen Mestitzen.

Ein Weißer und Quateron zeugen einen Mamelucken, und so entstehen die Nüancen der Menschenfarben, wie nachstehende Tabelle noch näher zeigt.

Neger	Sacatra	Griff	Marabou	Mulatte	Mestitze	Quateron	Mameluck	Weiß
Schwarz 1.	Schwarzbraun.	Kastanienbraun Dreiviert.	Lichtbraun.	Bräunlichgelb Hälfte.	Hochgelb.	Gebleicht Dreiviert.	Schmutzigweiß.	Weiß 1.

Die Verbindung mit Karaïben hat dieselben Resultate wie die mit den Mulatten, welchen sie an Farbe gleichen; ausgenommen, daß ihre Haare in der Verbindung mit dem Neger weniger lockig, und in Verbindung mit Weißen weit länger und straffer sind. *)

Die Neger und farbigen Leute sind beide von schönem schlankem Wuchse, doch schwächlicher sind letztere, je mehr sie sich dem Weißen an Farbe nähern.

Die Physiognomie der Schwarzen oder afrikanischen Neger ist bekannt; die der Mulatten ist ein Gemisch, jedoch schon regelmäßig gebildet, und kommt der unsrigen näher. Ihr Haar ist dunkelbraun und lang, ihr Auge schmachtend, ihre Farbe nicht empfehlend. Viel lebhafter ist das Auge

---

*) Näheres liefert Blumenbach in seinem neuen Werke: l'unité du genre humain et de ses variétés. Paris 1804.

der kastanienbraunen Menschen, und immer feuriger wird der Blick, je mehr sich der Teint schwärzt.

Nicht selten sieht man hier drei bis vier Geschwister von eben so vielen verschiedenen Farben, z. B. der Bruder ist Neger, eine Schwester ist Griffone, dagegen die zweite eine Mulattin, während die Mutter selbst keinem ihrer Kinder gleicht. Man trifft jetzt noch viele Neger auf Hayti, die markirt sind, einige tragen Hauteinschnitte (Tätowirungen) im Gesichte.

Die haytischen Neger bestehen aus vielerlei afrikanischen Volksstämmen, wovon in ihrem Vaterlande jeder Stamm seine besonderen Sitten und Gebräuche hat. Descourtils zufolge unterschied man ehedem unter den Negern auf Hayti folgende Stämme:

Die Neger	Ufe
„	Phylamis
„	Diabon
„	Conchos.
und die aus dem Königreich	Dahomet.

Eines Tages sah ich Neger-Sclaven, welche ein spanischer Korsar nach Hayti brachte; nie in meinem Leben kamen mir elendere menschliche Wesen als diese Leute vor. Man glaubte, nur ein mit Haut überzogenes Skelet zu sehen. Die Haytier, welche sie führten, gingen mit ihren starken kraftvollen Gliedern darneben her: schwerlich würde man, ohne es zu wissen, errathen haben, daß sie von denselben Stammeltern seyen.

Kakerlaken oder weiße Neger, deren Haare und Augenbraunen weiß, und die Augenlieder roth sind, trifft man wohl auf Hayti, aber nur selten.

Weiße unterschied man ehedem auf Hayti zwei Klassen: Europäer und Kolonisten. Unter den dortigen Weißen, wo einer den andern zu übervortheilen sucht, besteht nichts weniger als Harmonie; sie sind aus vielerlei Nationen zu-

sammengesetzt, und jeder lebt nach seiner eigenen Art. Der größte Theil der dortigen Kaufleute besteht aus Nordamerikanern und Engländern. Die Sitte der letztern ist daher die allgemeinste. Der größte Theil der weißen Kaufleute, wenn sie dort ankommen, um sich auf einige Zeit zu etabliren, gesellt sich zu den farbigen Schönen, und lebt mit ihnen auf vertraulichem Fuße. Geht der Fremde dann nach Europa zurück, so beschenkt er seine Geliebte, und sie fängt damit einen kleinen Handel an, und sieht sich nach einem andern Protector um. Obgleich die farbigen Mädchen wissen, daß ihnen die Weißen niemals treu bleiben, so geben sie doch immer diesen den Vorzug vor ihren Landsleuten, weil gewöhnlich ein weißer Kaufmann sie anständiger erhalten kann als ein dortiger Bürgersmann, der an ein ganz einfaches Leben gewöhnt ist.

Wird solch ein Weißer krank, dann ist die Anhänglichkeit dieser Wesen bewundernswerth; er kann dann auf ihre Pflege mit Sicherheit rechnen. Tag und Nacht verläßt sie keinen Augenblick das Krankenbett, und es ist gewiß, daß mancher Weiße nur ihrer Sorgfalt sein Leben verdankt.

In dem Dunstbade, worein gleichsam die ganze Insel getaucht ist, müssen sich natürlich eigene Krankheiten erzeugen.

Was den ankommenden Europäer gewöhnlich zuerst belästigt, ist ein Ausschlag, der den Masern gleicht, eine Art Hitzblattern, die auf der Brust ihren Anfang nehmen, und sich sofort über den ganzen Körper verbreiten. Die Eingebornen, welche nie damit belästigt werden, nennen es l'echauffe. Die Engländer nennen den Ausschlag Prikleheat, allein in England kennet man diesen Namen eben so wenig als die Krankheit selbst. Dieser Ausschlag bewirkt ein immerwährendes Jucken und Prickeln unter der Haut. Auf der Brust, wo er sich am stärksten zeigt, ist er sehr gefährlich;

denn schlägt er in Folge irgend einer Abkühlung zurück, so folgt oft eine Krankheit. Er ist ein sicheres Zeichen der Acclimatisirung, und man hat während desselben weniger den Anfall eines Fiebers zu besorgen. Bei mir hat sich dieser Ausschlag auf dem Rücken gezeigt. Ich wurde erst einen Monat nach meiner Krankheit damit belästiget. Anfangs glaubte ich, daß man mir Stacheln von Kaktusarten, deren ich in meinem Zimmer hatte, ins Bett gelegt habe, bis ich die wahre Ursache einsah. Später hatte ich diesen Ausschlag so stark, und er plagte mich so heftig, daß ich nicht im Stande war, das Geringste zu lesen oder zu schreiben, ohne daß ich mich hätte krümmen und wenden müssen.

Der häufige Schweiß, der den Europäern ausgepreßt wird, und die allmählige Erschlaffung stört die Lebensverrichtungen, und erzeugt eine allgemeine Abspannung. Statt der lebhaften Gesichtsfarbe stellt sich eine gelbliche ein. Frauenspersonen altern schnell, so auch die eingebornen, je mehr sie sich den Weißen an Farbe nähern. Doch wenn ein Europäer sich nicht zu lange dort aufhält, und kein Krankheitsstoff im Körper zurückgeblieben ist, so kann er sich bald wieder erholen.

Den Ansichten der Aerzte gemäß soll das dortige gelbe Fieber mit dem Gallen- und hitzigen Fieber viel gemein haben. Es zeigt sich auf Hayti anfangs mit einer Mattigkeit in allen Gliedern, mit heftigen Kopfschmerzen und brennender Hitze, die bei Vielen in Raserei übergeht; hierauf folgt bei den Meisten ein heftiges Erbrechen; der Kranke verliert sein Bewußtseyn, und stirbt am 4ten oder 5ten Tage. Hat er aber den 7ten überlebt, dann ist die Prognose günstiger. Dem Pater Labat zufolge herrscht das gelbe Fieber schon seit Entstehung der französischen Kolonie auf Hayti. Damals wurde es Maladie de Siam genannt.

Der englische Leibarzt Gilbert Blane äußert sich über das westindische gelbe Fieber folgendermaßen: „Alle drei westindischen Contagionen entspringen entweder aus schlechter Nahrung, Noth, Mangel an Pflege, oder aus einer giftigen Luft, die, wie dies in heissen Klimaten gerne der Fall ist, von nahen Sümpfen ausgehaucht wird, oder aus unreinen, zusammengedrängten effluviis der Menschen z. B. auf Schiffen mit vielen Kranken. Zu letzterer Klasse gehört das gelbe Fieber.“

Man kann die feuchte Hitze wohl als einen Hauptumstand bei den dortigen Krankheiten annehmen: durch die Sumpfumgebungen, in welche die senkrechten Sonnenstrahlen fallen, wird der Dunstkreis mit wässerigten Theilen geschwängert, welche sich, wenn sie der Wärmestoff verläßt, niederschlagen und faule Dünste erzeugen. Als Beweis glaube ich anführen zu können, daß man in den Gebirgen, wo die Luft, rein und heiter, der Seele eine gleiche Stimmung mittheilt, nichts von dieser Krankheit weiß. Daß das Klimafieber und das westindische Gelbefieber eins und dasselbe sey, erlaube ich mir zu bezweifeln. Denn vom Klimafieber werden bekanntlich nur Europäer befallen, während das gelbe Fieber Jeden wegrafft, nur mit dem Unterschiede, daß die Schwarzen erfahrener sind, und die Vorbeugungsmittel besser als die Europäer kennen. Auch sind die Symptome des gelben Fiebers von jenem durch ihre Heftigkeit verschieden. In Westindien angekommen, muß der Europäer ein kleines Fieber überstehen, welches man das Klimafieber nennt, und von welchem genesen er sodann weniger Gefahr zu besorgen hat. Es wird gewöhnlich mit einigen Brechmitteln gehoben. Manchen kostet es jedoch auch das Leben.

Die Mittel, welche die Aerzte in Westindien gegen das dortige gelbe Fieber anwenden, sind Aderlässe und Chinarinde; wirken diese nicht, so überläßt man den Kranken seinem

Schicksale. Man gibt auch wohl noch ein wenig Opium ein, worauf er in einen Schlaf verfällt, aus dem er nie mehr erwacht. Die Schwarzen reiben sich, um der Krankheit vorzubauen, den Körper mit Rum ein.

Was die Mittel betrifft, welche dazu dienen, den Europäer an das Klima von Hayti zu gewöhnen, so haben wir dieselben von unserer Hauswirthin sogleich erfahren und sie bewährt gefunden. Man halte nicht nur strenge Diät, gebrauche nicht nur fleißig Bäder, sondern auch Klystiere von lauem Wasser und Oel, und genieße nur leichte Speisen als: Hühner, Kalbfleisch, Fische und einheimische grüne Gemüße. Alle hitzigen Getränke muß man vermeiden, aber auch nicht Wasser allein trinken. Das Gemisch von drei Theilen Wasser mit einem Theile französischen Weins oder Rums ist am zuträglichsten. Ferner bekommt der Genuß der einheimischen Früchte sehr wohl, und Morgens mag man ein nicht eben großes Glas Limonade oder Kaffee genießen. Der Kopf muß mit einem Tuch umwunden seyn, um ihn sowohl vor den Sonnenstichen als auch vor zu geschwinder Abkühlung zu schützen. Ein flanellenes Leibchen auf der Brust unter dem Hemde zu tragen, ist sehr rathsam, insofern sich dann die unter dem Einfluß der Hitze weit geöffneten Poren nicht zu rasch schließen können.

Ausserdem herrschen noch bösartige schleichende Fieber auf der Insel. Eine meistens nur den Negern eigene Krankheit ist der Chique (Pulex penetrans Lin.), wovon dieselben sehr an den Füßen leiden. Aber auch die Europäer werden damit belästigt. Ich hatte selbst einmal deren ein Paar. Die Krankheit kommt auf folgende Art vor. Gewöhnlich an den Fußsohlen entsteht ein rother Fleck, der etwas aufschwillt, und vielen Schmerz verursacht. Oeffnet man die Haut, so kommt ein schwarzer, weicher Körper zum Vorschein, der an Größe und Farbe einem Floh gleicht, und das ganze Uebel ist gehoben. Wird es aber vernachläßigt, so entsteht

daraus ein Geschwür, das sich immer mehr entzündet. Die Neger vernachläßigen dieses Uebel oft sehr, so daß der Knochen angefressen wird, und der Fuß in Gefahr ist, abgelöst werden zu müssen. Freilich hat ein Neger oft acht bis zehn solcher Chiques, die dann bei der entsetzlich dicken Haut, welche die Neger von dem Barfußgehen auf heißen Sande haben, schwer herauszugraben sind.

Tussac erzählt, daß ein Kapuziner, der sich in Domingo nach Frankreich einschiffte, einen Chique an der großen Zehe hatte. Um diese Seltenheit lebendig mit nach Frankreich zu bringen, duldete er während der ganzen Reise die größten damit verbundenen Schmerzen. Derselbe Autor sagt, daß sich dieses Insekt häufig in dem Staube und Abgang vom Kaffee vorfände, von wo es die Neger bekommen; allein nun frage ich, woher sie die Weißen bekommen, die nie barfuß gehen, auch keinen Kaffee reinigen? Mir gelang es nie, eine solche Excretion ganz und unbeschädigt zu erhalten, um sie im Weingeiste aufzubewahren.

Der bekannte Guinea-Woorm (ver de Guinée) kommt gegenwärtig nicht mehr vor; jedoch erinnern sich die Neger noch lebhaft an die durch denselben ehemals verursachten Uebel. Er fand sich an Armen und Beinen unter der Haut vor, und verursachte eine mit vielem Schmerz verbundene fieberartige Krankheit. Man öffnete die Haut an einem Ende, wo der Wurm saß, zog ihn soweit als möglich heraus, und wickelte ihn auf ein rundes Holz; der aufgewickelte Theil vertrocknete und so ward die Arbeit 14 Tage fortgesetzt, bis der lange, fadenförmige Wurm ganz herausgezogen und der Leidende befreit war.

XIV.

Sitten. — Häusliche Gebräuche und Unterhaltungen. — Trachten. — Hausgeräthe. — Erziehung. — Gesang. — Tanz. — Belustigungen der Weißen.

Während das gemeine Volk noch viele alten Sitten und eine gute Portion Rohheit beibehalten hat, herrscht unter den gebildeten Haytiern der gefällige französische Gesellschaftston. Ich habe Neger kennen gelernt, die mit einem edeln, würdevollen Anstande die verbindlichste Feinheit im Umgange vereinigten; und bei der Fruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft haben sie nicht nur überhaupt eine geläufige Zunge und eine gewisse Anlage zum Improvisiren, sondern es gibt Redner unter ihnen, von denen man glauben sollte, sie hätten mehr als eine Schule durchgemacht. Doch ist das gesellige Leben eigentlich erst im Entstehen.

Unter Christoph war alle Sommerabende großer Hof, auch wurden zur Karnevalszeit einige Hofbälle gehalten. Außerdem bestand die Unterhaltung der Männer im Reiten, die der Damen im Sitzen vor der Thüre unter einer Sonnenplane, oder auf dem überdeckten Balkone. Auch ließen sich die Töne einer Guitarre oder einer weiblichen Stimme vernehmen. Spaziergänge fanden erst nach Christophs Tode wieder Statt. Im Kaffeehause sah man zu Christophs Zeiten keinen Eingebornen, doch desto häufiger wurden diese Orte besucht, als Boyer mit seiner Armee im Cap einrückte. Unter Christoph herrschte eine gewisse steife Etikette und

Haltung bei dem schwarzen Adel, der sich von den übrigen Bewohnern scharf absonderte. Dessenungeachtet stand der Weiße früher so wie auch noch jetzt in großem Ansehen, welches sie jedoch nach dem Grade seiner Vermögensumstände richtet. Auf besonders schöne Einrichtung der Zimmer hält der schwarze Adel nicht. Den deutlichsten Beweis geben uns die Galanterie-Mobilien, welche meine Reisegefährten auf Spekulation mitgenommen hatten. Die schönen geschliffenen Glaswaaren, Stockuhren oder vergoldeten Kaffeetassen gefielen den vornehmen Herren recht wohl; aber sie meinten, derlei Geräthschaften paßten nicht in ihre nur mittelmäßigen Zimmer. Ihre Betten sind beinahe die einzigen eleganten Meubels, welche man bei ihnen findet. Sehr reiche Decken von englischen oder ostindischen Stoffen zieren sie oft. Die Murquitaires (Fliegennetze) sind ebenfalls vom feinsten durchsichtigen Stoffe.

Gastmähler werden mehr unter den dort lebenden Weißen als unter den Eingebornen gegeben. Auf der Tafel eines Schwarzen von Rang ist der Wein oft nur schlecht, und manchmal kein Roggenbrod, sondern bloßes Cassavibrod (Negerbrod) zu finden. Auch besteht keine regelmäßige Einrichtung und Ordnung bei den Mahlzeiten. Bei besondern Festlichkeiten jedoch ist die Tafel wohl so reich als manche europäische besetzt, und es fehlt dann auch an Blumenverzierungen und ähnlichen Beigaben nicht.

Wägen sind nur bei außerordentlichen Gelegenheiten üblich; deßwegen sah man nicht selten einen hohen Minister mit Schuhen und seidenen Strümpfen zu Fuß nach Hofe gehen, oder trabte höchstens ein schmutziger Neger hinter ihm drein. Reiche Frauen, wenn sie in die Kirche gehen, lassen sich durch ihr schwarzes Dienstmädchen einen Stuhl nachtragen, der nach beendetem Gottesdienste wieder nach Hause gebracht wird. Das gemeine Volk wohnt dem Gottesdienste auf dem Fußboden sitzend bei.

Vielweiberei ist im Geheimen üblich. Vastey sagt: „Wir begünstigen die Heirathen als ein mächtiges Mittel zur Vermehrung der Bevölkerung, und als die ergiebigste Quelle für Moral und Sitte.“

Auffallend ist bei Höheren der Luxus und die schreiende Pracht in Hinsicht ihrer Kleidung; so ist z. B. die Wäsche bei den Männern und Frauen von der feinsten Leinwand, oder von Mousselin, der mit reicher Stickerei verziert ist, und auf Stickereien halten die Haytier so viel, daß sie trotz aller Arbeitsscheue selbst welche verfertigen. Die Männer trugen zu Christophs Zeit Uniformen, weil Keiner vom Militärdienste ausgeschlossen war. Auch die jungen Haytier von 18 bis 20 Jahren, welche noch die Schule besuchten, trugen blaue Uniformen. Erst nach Christophs Tode, als man sah, wie Boyers Offiziere ausser dem Dienste bequemerer Kleidung sich bedienten, fing man an, die Civiltracht vorzuziehen.

Das Tuch um den Kopf vermißt man bei keinem Stande, weil man dadurch Krankheiten vorzubeugen sucht.

Frauen und Mädchen zeichnen sich durch Pracht und Aufwand im Anzuge besonders aus. Ihr Kopfputz besteht in reichen und zierlich gewundenen Tüchern, ihre Leibeskleidung aus den kostbarsten englischen Stoffen. Bei festlichen Gelegenheiten rauschen sie in Seidenkleidern einher; doch immer wählen sie grelle und auffallende Farben. Alle Finger sind mit Ringen besteckt, und Hals und Ohren mit goldenem Geschmeide behängt. Ich sah auch Fingerhüte und andere zu weiblichen Arbeiten nöthige Kleinigkeiten, die aus ächtem Golde gearbeitet waren. Ihre Strümpfe sind von der allerfeinsten französischen durchlöcherten Gattung. Auf seidenen Strümpfen oder Schuhen von feinem gefärbtem Leder gewahrt man noch kleine Goldflitter, wie sie ehemals bei uns üblich waren; häufig gehen sie jedoch auch barfuß

in niedergetretenen Schuhen. Diese höhere Klasse hält sich sehr reinlich, und wechselt der drückenden Hitze wegen dreimal des Tages die Wäsche. Gehen die Damen auf die Promenade, so bedecken sie den Kopf mit einem sehr breiten weißen oder schwarzen Filzhute, von dem ein Paar große Quasten bis über die Schulter herabhängen. Ihr Gang ist langsam und abgemessen; mit der einen Hand tragen sie das Schleppkleid, in der andern einen Sonnenschirm. Im Reiten sind sie sehr geübt. Auf Reisen tragen sie gestreifte Männerhosen und sitzen eben so wie die Männer zu Pferde. Viele Frauen, zumal unter den Farbigen, sind musikalisch. Die Guitarre ist ihr Lieblingsinstrument, wozu sie oft recht angenehm singen. Sie besitzen außer französischen Liedern, die ihnen noch von früheren Zeiten im Gedächtniß geblieben sind, auch eigene Compositionen.

Eine davon wird hier eine Stelle finden können, um den Geschmack der Haytier anzuzeigen.

C'est trop long temp souffrir, chere amie,
C'est trop long temp souffrir, chere amie,
C'est trop long temp souffrir,
Pour mes premieres amours.

Adieu, chere amie, pour toujours,
Adieu, chere amie, pour toujours,
Adieu, ma chere amie,
L'objet de mes amours.

Nur drei Fortepianos, und zwar bei einem englischen Kaufmann, habe ich in der ganzen Kapstadt angetroffen. Eines gehörte dem Kaufmanne, und zwei hatte er zum Verkaufe aus London erhalten. General Richaud, ehemals Herzog von Marmelade, kaufte auch wirklich seiner Frau ein solches Instrument. Um den Handel in Stand zu bringen, lud ihn der Kaufmann zu Tische. In einem Lande, wo der Mensch einzig und allein nach dem Gelde geschätzt wird,

kann wohl leicht ein Kaufmann einen Herzog einladen, was indeß gleichwohl zu Christophs Zeiten nicht wäre angenommen worden. Richaud selbst kam übrigens auch jetzt nicht, allein seine Gemahlin erschien mit ihren zwei Kindern, in Begleitung eines schwarzen Offiziers, der ihr gegenüber gesetzt ward. Ich war auch dazu eingeladen und hatte sogar die besondere Ehre, neben der schwarzen Dame zu sitzen. Ich muß gestehen, ihr Gespräch war geistreich und anziehend. Sie erzählte besonders viel von den bei Christophs Lebenszeiten Statt gehabten Hofceremonien, wo die Weißen niemals Zutritt hatten. Auf die Bitte der Herrn Shin (so hieß der Kaufmann) spielte ich nach dem Essen Etwas auf den neu angekommenen Instrumenten, Madame Shin sang dazu, und dieß gefiel der schwarzen Dame so wohl, daß der Kauf sogleich geschlossen, und folglich auch der Zweck des Gastmahls erreicht ward.

Der gemeine Neger ist träge, und kann nur durch Strenge zur Arbeit gebracht werden, und ist diese vollendet, so legt er sich unter den nächsten besten Baum, raucht seine Zigarre und schläft dann ruhig. — Man sieht nicht selten zwei Neger auf einem Pferde sitzen, und ein dritter hält sich am Schweife, um desto leichter mit fort zu kommen.

Auf Hayti, wo die Neger frei sind, will keiner, auch nicht einmal für Geld, arbeiten, so lange er noch einen Groschen, um Cassavibrod zu kaufen, in der Tasche hat; sie überlassen sich eher ihrer Trägheit, als daß sie Etwas zu verdienen suchten. Der gemeine Neger hat sehr wenige Bedürfnisse. Bei einem Stück Cassavibrod mit gekochtem Salzfische, bei einem Trunk Wasser mit ein wenig Rum gemischt, und einigen Orangen oder andern Früchten, die er allenthalben findet, ist er zufrieden gestellt, singt sich Eins, und geht dann schlafen, ungefähr wie in Neapel die Lazzaronis.

Das Hausgeräthe entspricht dem Hause: es ist schlecht

mit Ausnahme des Bettes. Dieses trifft man nicht selten auch bei gemeinen Leuten elegant an. Bisweilen sind Bettstellen sogar von Mahagoniholz gearbeitet; häufig trifft man aber auch statt der Betten nichts als einige Bastmatten.

In der Hütte eines gemeinen Negers findet man einen kleinen eisernen Kessel; in diesem kocht er bald Salzfische, bald Bananenfrüchte oder sein Gombo-Gericht. Gewöhnlich wird bei schönem Wetter vor der Hütte, bei schlechtem aber in derselben das Feuer zwischen zwei Steinen angemacht. Das Wasser wird in großen irdenen Krügen, die sie Kanarie nennen, aufbewahrt. Als Bouteillen und Trinkgeschirre gebraucht man ausgehöhlte Früchte.

Eine solche Hütte hat ohngefähr zwölf in die Erde gerammelte Holzstämme, die, durch Querbalken befestigt, in einer Höhe von acht Fuß ein aus Palmblättern bestehendes Dach tragen. Die Seitenwände sind aus allerhand Holzgeflechte, zuweilen auch noch mit Lehm beworfen. Im Innern trifft man zwei bis drei Abtheilungen, wovon eine für die Schlafstätte, eine zur Aufbewahrung von allerhand Früchten und andern Bedürfnissen, die mittlere aber für den Aufenthalt der Familie und zu häuslichen Verrichtungen bestimmt ist.

Die Weiber bestellen die Hauswirthschaft, während der Mann, wenn er nicht beim Militair ist oder für's Gouvernement arbeiten muß, sich mit der Jagd beschäftigt. Der gemeine Neger geht nie ohne kurzen Säbel (Machette) aus, den er an der Seite stecken hat, theils zu seiner Vertheidigung, theils um sich in den Gebüschen Platz zu machen, oder ein Thier zu erlegen.

Man hat auf dem Lande keine Uhren, und doch können die Neger die Tageszeit nach der Sonne beinahe auf die Minute bestimmen.

Die Kleidung der niederen Klasse ist sehr einfach. Ein grobes Hemd, ein leinenes Beinkleid, ein Tuch um den Kopf

gewunden und ein großer runder Strohhut sind das Kostume der Männer. Die Weiber umwinden ihren Kopf ebenfalls mit einem Tuche und bedecken sich mit einem ähnlichen Hute; ein roth oder blau gestreifter Rock vollendet ihren Putz. Die ganz Armen gehen beinahe völlig nackt umher; in diesem Falle machen sie in schon vorgerückten Jahren einen widerwärtigen Eindruck auf den Europäer, der durch die Spuren von Hautkrankheiten, die dieser Klasse eigen sind, nur noch vermehrt wird. Andere gehen auf dem Lande blos bei ihren Arbeiten halbnackt, und ziehen dann, wenn sie auf den Markt nach der Kapstadt reiten, weiße Kleidung an. Noch Andere von dieser Klasse erscheinen bei denselben Gelegenheiten in einem weißen feinen mousselinenen Kleide, dem einzigen, welches sie haben. Die starken schmutzigen bloßen Füße hängen dann über das Lastthier, welches sie trägt, herunter, und stehen mit dem Kleide in dem sonderbarsten Kontraste.

Die Jugend beiderlei Geschlechts bis zum 16ten Jahre trägt ein graues, auch weißes leinenes Hemd, welches sich bei den Mädchen dadurch unterscheidet, daß es etwas länger und um den Leib mit einem Bande zusammengebunden ist, so daß es das Ansehen eines förmlichen Kleides hat. Oft nehmen die Weiber, wenn sie auf den Markt reiten, die Kinder mit. In diesem Falle legen sie den einen Fuß über das Pferd oder den Esel, welcher sie trägt, um einen Schooß zu bilden. Auf beiden Seiten des Thieres hängt ein von Bast geflochtener Korb, worin sie ihre Waaren haben. Das Kind vorn, ein Paar Dutzend Hühner, die mit den Füßen zusammengebunden sind, hinten und die Pfeife im Mund, reiten sie mit den Männern in größtem Galopp. Diejenigen Marktweiber, die zu Fuße gehen, tragen ihre Waaren in einem geflochtenen Korb auf dem Kopfe. Kommen sie an einen Fluß, so durchwaten sie ihn, da es auf Hayti sehr wenige Brücken gibt.

Alles Gepäck wird auf Pferden transportirt, sey es, was es wolle; nur Zuckerrohr, Kaffee und Kaufmannsgüter werden auf kleinen zweirädrigen Karren mit Ochsen fortgebracht.

Nach der Revolution, wo viele Bewohner der Capstadt nach einem andern Theile der Insel auswanderten, sah es possierlich aus, wenn man die mit Betten und Meubels bepackten Lastthiere in Karavanen auf den Straßen ziehen sah. Die Neger reiten fast bei jeder Gelegenheit, selbst in die Kirche. Vor der Kirchthüre im Kap stand Sonntags immer ein langohriges Geschwader, welches die Leute vom Land zur Messe gebracht hatte.

Die Kinder gehen bis ins **6.** und **7.** Jahr ganz blos; bis zu diesem Alter wälzen sie sich vor der Hütte im Sande umher, ohne daß sich die Mutter um sie bekümmert. Die Kinder der Reichen sind bekleidet, allein ihr Anblick reitzt zum Lachen, weil der Schnitt ihrer Kleider derselbe ist wie bei den Erwachsenen.

Schulen und Kirchen existiren nur in Städten, daher denn ein großer Theil der von diesen entfernt wohnenden Familien gar keine Erziehung genießt. Ja viele Kinder werden nicht einmal gleich nach ihrer Geburt getauft, sondern erst nach einiger Zeit nimmt die Mutter zu diesem Zwecke das Kind mit sich auf dem Pferde nach der Stadt. Um so bemerkenswerther ist die Ehrerbietung, welche Kinder gegen ihre Eltern und überhaupt gegen ältere Personen beobachten. Der Vater bestraft die Kinder nicht, dieß ist die Sache der Mutter. Ich sah Mütter ihre Kinder dergestalt schlagen, daß sie sich auf der Erde vor ihnen krümmten, ohne die Flucht zu ergreifen, oder sich zu vertheidigen; läuft aber ein solcher Sträfling davon, so hat er die Strafe doppelt zu erwarten. In diesem Falle kommt er aber auch selten wieder nach Hause, sondern wird Maron, d. h. er hält sich entweder

in der Wildniß auf, oder geht anderswo in Dienste, um sich zu allerlei Arbeiten verwenden zu lassen.

Die Neger und Negerinnen putzen täglich ihre Zähne mit Jatropha gossipifolia, die Bündelweise zu diesem Zweck auf dem Markte verkauft wird. Manchmal gebrauchen sie auch hiezu das Orangenholz. Sie nehmen ein Stückchen davon in den Mund und kauen so lange daran, bis das unterste Ende zu einem Pinsel geworden ist, dann fangen sie erst an, die Zähne damit zu reiben. Das Stückchen Holz wird nach jedesmaligem Gebrauche weggeworfen. Die Zähne der Neger sind von Natur schön und dauerhaft.

Der gemeine Neger ist schmutzig, und häufig in erwachsenen Jahren voll Ungeziefer. Dasselbe suchen sie den Kindern und die Kinder wieder den Eltern beim Essen oder bei irgend einer andern Beschäftigung.

Die Haare der Negerin sind sehr niedlich geflochten; dieß ist eine noch aus Afrika beibehaltene Sitte.

Die Jagd lieben die Neger leidenschaftlich, und schießen sehr genau.
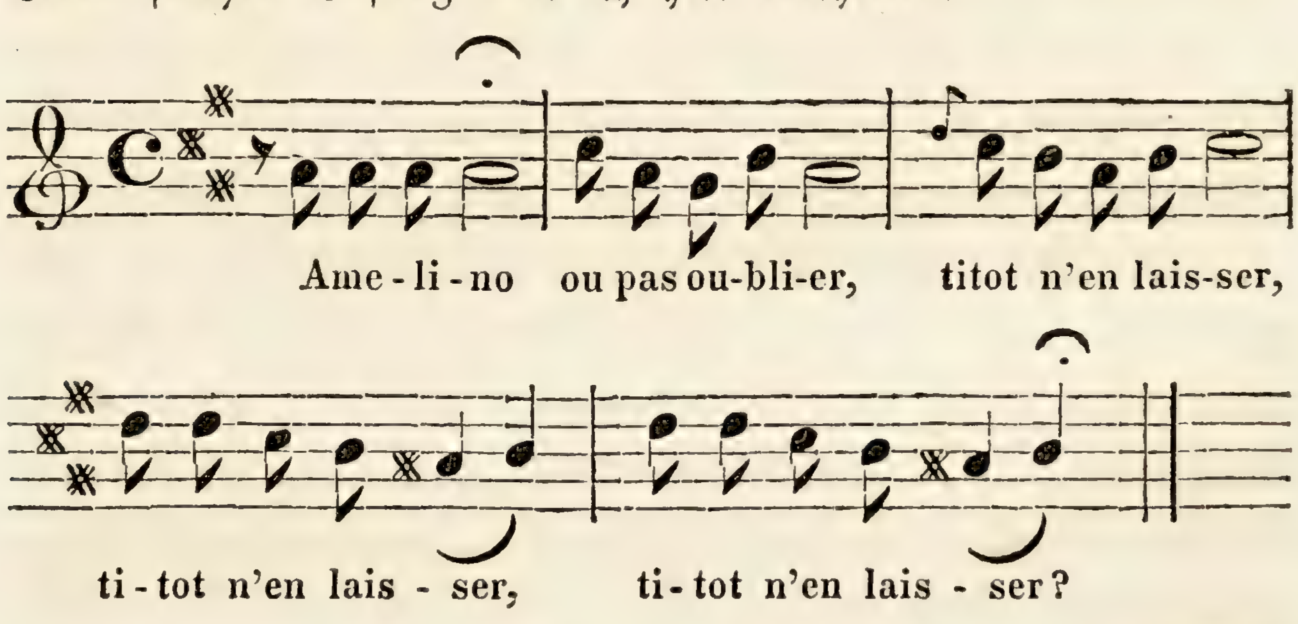
Die Belustigungen der gemeinen Klasse sind Gesang und Tanz. Sie zeigen dabei viele Gelenkigkeit der Glieder, und jeder taktmäßige Ton setzt sie sogleich in die lebhaftesten Bewegungen. Denn es darf nur irgend Einer nach dem Zeitmaaße auf eine leere Kürbisflasche schlagen, so trippelt auch schon Alles im Kreise herum. Ihr Lieblingstanz ist der afrikanische Nationaltanz Bambauche, wobei sie sich auf das sonderbarste geberden. Ich will denselben etwas näher beleuchten.

Die Acteurs stehen mit fest auf einander gehefteten Blicken Paarweise in einem Kreise: sobald das Instrument ertönt, setzen beide die Hände unter die Arme, und mit unzähligen Geberden und Karessen tanzen sie in beinahe regelmäßigen Ecossaiseschritten im Kreise umher. Bisweilen fassen

sie sich die Hände, machen einige Schwenkungen und tanzen dann auf die vorige Art weiter. Ihr Orchester besteht aus einem Fasse, welchem der Boden ausgeschlagen und statt desselben ein Kalbfell übergespannt wird. Das Faß wird auf eine Bank gestellt und zwei Schlegel entlocken ihm jene Töne, die den Europäer taub machen können. Das widrige Klappern einiger hohlen, mit kleinen Steinen gefüllten Früchte accompagnirt die Harmonie, welche noch überdieß von dem Gesange, oder vielmehr von dem gräßlichen Geschrei der Männer und Weiber begleitet wird. In bessern Zirkeln besteht ihr Orchester auch aus Trommeln und Pfeifen.

Es gewährt einen komischen Anblick, die schwarzen Architecten beim Häuserbauen zu beobachten. Eine lange Reihe von Negern, deren jeder einen Ziegelstein auf dem Kopfe trägt, zieht langsam mit pathetischen Schritten nach dem Bauplatze, wo sie dann eben so langsam arbeiten, und sich zu ihrem mühsamen Werke durch Gesang ermuntern.

Beim Rudern wird ebenfalls unaufhörlich gesungen. Einen solchen Gesang will ich hier mittheilen.



Amelino ist der Name eines Mädchens, der Geliebten des Kompositeurs, die sich von ihm auf längere Zeit entfernt. Beim Abschiede ruft er sie an „Amelino! ou pas oublier u. s. w. Das Ganze hat wenig Sinn, allein es ist gerade das, was man von dieser Klasse Menschen verlangen kann.

Bei dem Gesange fehlt es nicht an wunderlichen Geberden und Zuckungen, welche die Begeisterung der Sänger ausdrücken sollen.

Zu den Unterhaltungen der Weißen auf Hayti gehören die Hahnengefechte. Die dabei ausgesetzten Preise sind oft bedeutend.

Ferner gehören die Fahr-Wetten auf dem Meere zu den beliebtesten Lustbarkeiten. Man fährt in Böten, zuweilen nur mit Rudern, zuweilen auch mit Segeln.

Die weißen Matrosen kennen hier keine andere Unterhaltung, als sich Sonntags zu berauschen. Mancher bleibt übernacht wohl auch im Freien liegen, haucht die feuchten ungesunden Dünste ein, wird krank und findet sein Grab.

XV.

Religion. — Volkscharakter. — Sprache.

Die Religion der Haytier ist die römisch-katholische; der größte Theil ist sehr orthodox und nicht selten bigott; auch wird sehr auf die äußerlichen Gebräuche gehalten. Unter den gottesdienstlichen Feierlichkeiten zeichnet sich das Frohnleichnamsfest aus. Die Begräbnißfeierlichkeiten sind den unserigen ähnlich; die niedrigste Klasse hat afrikanische Sitte beibehalten. Kaum hat bei diesen der Sterbende die Augen geschlossen, so ruft schon ein Glied der Familie alle Nachbarn und Freunde zusammen. Wenn die Leiche abgewaschen und weiß angekleidet worden ist, stellen sich alle Anwesenden im Kreise umher und beginnen einen Gesang für die arme Seele des Verstorbenen. Dieser Gesang geht aber oft in die widrigsten und kläglichsten Töne über, und endet nicht eher, als bis der Leichnam zur Erde gebracht ist. Eine Leiche bleibt nur 6 bis 8 Stunden liegen, so daß diejenigen, welche Abends sterben, früh, und die, welche Morgens sterben, Abends begraben werden. Einen längeren Aufschub würde die Hitze des Klimas nicht erlauben. Mit den Weißen werden wenig Umstände gemacht. Man legt den Leichnam sammt Kleidern in den Sarg, und bedeckt ihn mit einem weißleinenen Tuche. Vier Neger tragen ihn sodann mittelst zweier weißen Servietten nach dem Kirchhofe. Ist der Kranke am Fieber gestorben, so geht kaum von den nächsten Freunden

Jemand mit; im entgegengesetzten Falle schließen sich wohl auch mehrere Eingeborne dem Zuge an. Auf dem Kirchhofe bekommt Jeder eine kleine braune Wachskerze, um welche ein schwarzes Band geschlungen ist. Der Geistliche liest einige Gebete und Formeln, und während der Sarg in die Erde eingesenkt wird, reicht ein Neger den Anwesenden eine Maurerkelle, mit welcher Einer nach dem Andern ein wenig Erde auf seinen Freund wirft und sich sodann entfernt. Leichensteine oder andere Denkmale findet man auf den Kirchhöfen nur wenige.

Die Heirathen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen.

Was den Volkscharakter betrifft, so ist zu erinnern, daß im Allgemeinen die Meisten ein gegenseitiger Haß beseelt. Die Schwarzen hassen die Farbigen und die Farbigen die Schwarzen, am verhaßtesten aber sind die Mestitzen, welche den Weißen an Farbe ziemlich nahe kommen; oft beklagen sich diese Geschöpfe, so in der Welt Niemanden anzugehören und von Jedermann verachtet zu seyn.

Die Neger in Hayti zeichnen sich durch lebhaften Geist und reiche Phantasie aus. Von natürlichem Muthe beseelt, gehen sie an die schwierigsten Unternehmungen, wenn persönliches Interesse und Ambition sie dazu treibt. Sie besitzen glückliche Anlagen zu Erlernung der Wissenschaften und der freien sowohl als mechanischen Künste. Ueberhaupt haben sie Talent, und sogar eine nicht unbedeutende Literatur, wie dieß der verdienstvolle Gregoire in seinem schätzbaren Werke: „de la literature des négres“ darthut. Der Neger behandelt den Weißen mit aller Freundlichkeit, sobald solches bei diesem auch der Fall ist, und der Schwarze gut bezahlt wird. Bei ihren Gesprächen haben sie die Gewohnheit, zu schreien und zu lärmen, und ihre Meinungen durch mannigfaltige Grimassen und Geberden auszudrücken; auch ist Vielen das Fechten mit den Händen eigen, als wollten sie ihren

mündlichen Aeußerungen durch Gestikulationen Eingang und Nachdruck verschaffen. Die Neger nennen sich untereinander Vater, Mutter, Bruder und Schwester, ohne es zu seyn; auch die Weißen nennt man, vorzüglich auf dem Lande — Gevatter, oder wenn man ihnen vielen Respekt bezeugen will: Bourgeois, oder auch: Monsieur Blanc.

Nähert sich ein Weißer auf dem Lande einer Habitation, so wird er zuerst von einem halben Dutzend ausgehungerter Hunde angeklafft. Seine Aufnahme daselbst hängt schon von dem Gruße ab, mit welchem er die Familie anredet. Bonjour Compère oder Commère, ist das Losungswort zur Freundschaft. Die Hunde werden sodann beseitigt, und der Fremde ist aufgenommen. Nur ihre Vorstellung von Freiheit und Gleichheit darf man nicht verletzen, sonst erhitzt man ihr Blut. Im Allgemeinen ist es auf Hayti wie bei allen Nationen: es gibt gute und böse Menschen. Ich habe Neger getroffen, die wirklich sehr viel Herzliches und viele löbliche Eigenschaften hatten; andere dagegen, die sehr bösartig waren.

Gegen die Franzosen wurzelt in den Haytiern ein ewiger Haß, in den Südprovinzen jedoch in nicht so hohem Grade. Boyer hat fortwährend in Port-au-Prince französische Kaufleute geduldet, welches in Christophs Bezirk nicht der Fall war.

Die jetzigen Haytier können durchaus keinen Druck von Seiten der Weißen ertragen. Ich sah, wie ein Weißer, der nur erwähnte, daß die Schwarzen einst Diener der Weißen gewesen seyn, hiefür eine tüchtige Ohrfeige bekam. Für Geld und bei guter Behandlung verrichten sie jedoch den Weißen jeden Dienst. Bezahlt man sie gut, so ist man „un bon blanc.“ Des Bettelns schämt sich die niedere Klasse nicht; häufig wird man von weiblichen Individuen angesprochen, und zwar nicht wie hier um einen Kreuzer, sondern um einen

Gourtin oder wenigstens um einen halben. Gibt man nichts, so wird man tüchtig ausgeschimpft. Wird der Neger gut behandelt, so ist er gewöhnlich der treueste, anhänglichste und gutmüthigste Diener. Als ich während der Unruhen in Gonayves mich dessen ungeachtet in Begleitung meines Negers Thomas in entfernte Gebüsche auf Excursionen wagte, stieß ich auf eine Negerhütte, und brach von einem dabei stehenden Baume einen Zweig für mein Herbarium ab, als in demselben Augenblicke ein bewaffneter Neger erschien, auf mich anschlug und mir zuschrie: „Weißer, wenn du nicht gleich mein Haus verlässest, tödte ich dich.“ Thomas lief herbei und sagte ihm: „Wie, Gevatter, wer wird Kaffee kaufen, oder Hemden bringen, wenn wir die Weißen tödten? Wisset ihr nicht, was unser General sagte: Neger, tödtet keinen Weißen, denn wir brauchen sie zu unserm Handel.“

Die Farbigen, vorzüglich die Frauen, jemehr sie sich den Weißen an Farbe nähern, sind sehr gebrechlich, und können weniger den Beschwernissen des Klimas widerstehen.

Unter den bejahrten Frauen gibt es viele, die mit den Mitteln gegen das schreckliche Landesfieber sehr wohl bekannt sind; bei solchen Gelegenheiten sind diese sehr mild und hilfreich gegen den Fremden. Stirbt der Kranke unter ihren Händen, so machen sie sich weit mehr Gewissen daraus, als ein dortiger weißer Arzt. Stirbt ein Weißer als Geliebter einer farbigen Frau, so heult und schreit sie laut auf der Gasse bis nach dem Kirchhofe; aber auch bejahrte Frauen thun dieß aus bloßer Anhänglichkeit. Uebrigens sind sie äußerst träge und langsam. Selbst im Sprechen übereilen sie sich nicht, es wäre denn, daß sie in Zorn gerathen. Eine Dame von Rang ruft ihr Dienstmädchen mit gedehnter Stimme: „Nini! Nini! — Arrive, me tourner la tête, il faut me cracher.“

Die Grundsprache der Haytier ist die creolische, ein

schlechtes Französisch; die gebildete Klasse jedoch spricht gut französisch.

Hier einige Beispiele,
gagner wird häufig anstatt des Hilfzeitworts avoir gesetzt, z. B. ou pas gagnez d'argent? haben Sie kein Geld? Dagegen sagen sie auch: ça ou gagner Moucher? (Monsieur) Was ist Ihnen, mein Herr? Wenn sie Etwas sehr höflich verlangen, sagen sie: „Moucher blanc, bey moin" Herr Weißer, geben Sie mir; bey steht hier statt donner; es wird aber auch statt apporter verwendet, als: bey moin une assiette, bringen Sie mir einen Teller. Anstatt savoir setzen sie immer connoitre z. B. non pas connois ça li dit Moucher la? Ich weiß nicht, was dieser Herr sagt. Ou pra aller? wo gehen Sie hin? guettez nonc zamis à moin, hören Sie mir meine Freunde. Bei Thieren nennen sie z. B. den Hahn Papa poule und die Henne Mama poule; auch sagen sie Papa cochon und Mama boeuf; bei Mama hört man auch oft am Ende ein n, Maman.

XVI.

Civilisation. — Kunstfleiß. — Kultur des Bodens. — Handel. — Münzen.

Als sich die Insel noch in französischen Händen befand, ließen fast alle bemittelten Leute, von welcher Farbe sie auch immer seyn mochten, ihre Kinder in Frankreich erziehen, oder doch wenigstens einige Jahre studiren. Selbst auf Domingo fanden sich schon gute Anstalten für die Bildung der Jugend, woran sowohl die Kinder der Farbigen als der Weißen Theil nahmen. Damals schon spielten die gebildeteren Neger und farbigen Leute eine bedeutende Rolle, die hinlänglich bekannt ist. Es ist einleuchtend, daß diese Leute, welche gegenwärtig die höhere Klasse der gesetzgebenden Körper ausmachen, während einer Zeit von 25 Jahren an Bildung gewonnen haben, wie sie denn auch Allem aufbieten, um den civilisirten Nationen nachzukommen, und unter sie gerechnet zu werden. Liest man aber die prahlerischen und schmeichelhaften Schriften des Baron Vastey, so wird man leicht zu dem Fehlschusse verleitet, als sey plötzlich die ganze Nation aus der Finsterniß und Unwissenheit in ein civilisirtes Volk umgeschaffen worden, während die gemeine Klasse noch immer auf demselben Grade der Bildung steht wie vor 25 Jahren.

Ich habe gefunden, daß die Republikaner in der Civilisation, in Künsten, Handwerken, selbst in feinen Manieren noch weiter vorgerückt sind als jene in Christophs Bezirk,

obgleich sie Vastey in seinen Schriften immer als rohe, ungebildete Leute schildert. Die Republikaner zeigen sich gegen die Weißen bescheidener und freuen sich, mit ihnen in Gesellschaft zu seyn. Christoph dagegen pflanzte seinen Unterthanen unaufhörlich Haß und Groll gegen die Weißen ein, schilderte sie fortwährend als Verräther, die ihnen ihre Freiheit rauben wollten, und nährte sonach schon im Busen der Jugend den Keim des Hasses und der Verachtung, die sich am offenbarsten gegen die Franzosen aussprach. Nach Christophs Tode ist dieser Haß durch das Beispiel der republikanischen Truppen sehr gemildert worden.

Von ihrem Kunstfleiße weiß ich wenig Vortheilhaftes zu sagen. Manufakturen haben sie keine, indem ihnen Manufakte und Fabrikate aus andern Ländern zugeführt werden. Indeß verfertigen sie schöne Tischlerarbeiten, wobei ihnen die mannigfaltigen und trefflichen Holzgattungen sehr zu Statten kommen. Mahler gibt es einige, die jedoch noch wenig Erhebliches geliefert haben.

Man kann annehmen, daß sie in der Literatur weiter vorgerückt sind. Sie haben sogar schon einige Theaterstücke, worunter folgendes Drama genannt zu werden verdient: **Neri chef des Haytiens, tragédie en trois actes, par son Excellenca le Comte Rozier.** Graf Rozier, welcher auch der Verfasser von mehreren Gedichten ist, hat dieses Stück Christophs Gemahlin dedicirt. Die Vorrede überhäuft die Genannte mit den süßesten Schmeicheleien und nichtsheißenden Phrasen, denen jedoch einiger dichterische Schwung nicht abgeht.

„Eure Majestät,“ sagt der Autor daselbst, „werden in diesem Stücke den Heldenmuth, die Seelenstärke und jene Probehaltigkeit wieder finden, welche so oft den Ruhm unseres Volkes ausgemacht hat. Ihre Genehmigung, Madam, gereicht mir zum Ruhme, und Ihr Beifall ist mein schönster

Lohn. Denn dieser Beifall ist ähnlich dem Strahlenschimmer jener Sterne, wovon auf die kleineren der Glanz und die Herrlichkeit ausströmt."

Zeitungen erschienen unter Christoph von Zeit zu Zeit, wenn sich denkwürdige Begebenheiten ereigneten, oder wenn Veränderungen im Staate eintraten. Die Republikaner haben sich immer etwas eifriger mit der Journalistik befaßt.

Was die Betriebsamkeit in ökonomischer Hinsicht betrifft, so verlegen sie sich nur auf das, was zum Handel und Luxus unumgänglich nothwendig ist, auf den Bau des Kaffees, der Baumwolle, des Tabaks, Indigos, Zuckerrohrs und der Lebensmittel. Die Kultur der Lebensmittel ist im Schwunge. Bedeutende Bananerien sind auf allen Habitationen errichtet, und die Pflanzungen von Körnerarten aller Sorten in den Ebenen, so wie auch auf den Höhen der Kaffeegebirge bedeutend vermehrt worden. An diesen letztern Orten kultiviren sie auch schon die englischen Erdäpfel und andere Knollengewächse, die ihre Subsistenzmittel bedeutend vermehren.

Die Bebauung des Bodens findet auf eine eigene Art statt. Einen Ackerpflug oder eine Egge kennt man nicht, da die Erde immer mild und locker ist, und kaum des Düngens bedarf. Wenn ein Stück Land bebaut werden soll, so wird zuvor alles Gesträuch und Unkraut durch Feuer auf dem Platze vertilgt; die Asche dient als Dünger. Nun kommen zwanzig bis dreißig Negerweiber und Kinder mit Hacken, stellen sich in eine lange Reihe und hauen das Land um, und Andere, die diesen nachfolgen, bepflanzen oder besäen es zu gleicher Zeit. Bei Anpflanzung eines neuen Zuckerfeldes verfährt man auf folgende Weise: man schneidet die Rohre in Stücken und pflanzt sie in langen Reihen, etwa einen Schuh von einander entfernt; zwischen durch bleiben schmale Wege zum Gehen. Solch eine Anlage nennt man eine Zuckerplantage. Die Anpflanzung geschieht mit Eintritt des

Mai, weil dann die nasse Jahreszeit beginnt. Die täglich fallenden Regengüsse, welche in den ersten Monaten noch mäßig sind, begünstigen die neue Pflanzung so sehr, daß der Pflanzer sich fast gar nicht darum zu kümmern hat. Das Zuckerrohr wird erst im zweiten Jahre reif; das ist nämlich die Zeit, wo es am saftreichsten ist. Ließe man es noch länger stehen, so käme es zur Blüthe, wodurch die Pflanze an Güte unendlich verliert. Der Stengel wird holzartig, und enthält alsdann nur noch sehr wenig Saft*). Zur Zeit der Reife des Zuckerrohrs werden die Blätter abgeschnitten, nach welchen alle vierfüßige Thiere sehr genäschig sind, und die Rohre nach der Zuckermühle gebracht.

Die Kaffeeplantagen, welche sich in den gebirgigen Gegenden befinden, brauchen sehr wenig Pflege. Die Bäumchen werden, wie bei uns die Obstbäume, in Schulen gezogen, und dann in die Plantagen versetzt; worauf man nur von Zeit zu Zeit die obern Aeste abzustutzen hat, damit sie viele Seitenzweige treiben und folglich desto mehr Früchte tragen. Der Kaffee blüht und trägt halb- und ganzreife Früchte fast zu gleicher Zeit; jedoch rechnet man drei Erndten im Jahre, wovon die zu Anfang Januars die bedeutendste ist. Zu dieser Zeit sind die Bäumchen mit den rothen, kirschenartigen Früchten beladen und haben ein gefälliges Ansehen. Es werden dann große leinene Tücher ausgebreitet, auf welchen man die Früchte durch heftiges Schütteln des Bäumchens sammelt. Bereits sammelt man auch die Früchte ohne Tücher, deshalb wird der Kaffee nicht so rein von Sand und Steinen als jener, welcher auf obige Art gesammelt worden ist. Die Beeren, die noch nicht von selbst abfallen wollen, pflückt man alsdann mit der Hand ab. Die noch grün gefärbten bleiben bis zur

*) Deshalb ist es auch für den Botaniker eine außerordentliche Seltenheit, ein blühendes Exemplar zu bekommen.

nächsten Erndte. Die gesammelten Früchte werden nun auf breiten Tüchern an der Sonne so lange getrocknet, bis die äußere süßlich schmeckende fleischige Umgebung, welche zwei Bohnen einschließt, ganz vertrocknet ist. Sodann bringt man dieselben in einen großen Mörser, wo die Früchte mit hölzernen Keulen gestampft werden; die äußere Umgebung wird zu Pulver und sondert sich sodann beim Durchsieben ganz von dem reingewordenen Kaffee ab. Das Trocknen des Kaffees ist auch die Ursache, warum die Bohnen, wie man sie beim Kaufmann bekommt, nie mehr aufgehen, wenn man sie in die Erde legt. Je mehr der Kaffee getrocknet ist, desto leichter conservirt er sich und desto feiner ist sein Geschmack. Der Kaffee, den man in Amerika trinkt, ist bei weitem nicht so gut als der bei uns, eben weil die Bohnen noch zu viel rohe, nicht vertrocknete Theile mit sich führen.

Indigo wird selten mehr cultivirt.

Die Kultur der Baumwolle ist ganz einfach und bekannt genug.

Der Anbau des Manioks (Jatropha manioc), aus dessen Wurzeln man das bekannte Negerbrod Cassavi bereitet, welches in allen Theilen von Amerika, vorzüglich von den Sklaven genossen wird, ist auch auf Hayti gut im Gange. Bei Zubereitung dieses Brodes verfährt man auf folgende Weise. Die Wurzeln, welche an Größe unsre größten Erdäpfel übertreffen, werden, nachdem sie gewaschen und gereinigt sind, auf einem groben Reibeisen gerieben. Die ganze Masse kommt nun in einen Sack und wird zwischen zwei Brettern, die mit Steinen belastet sind, rein ausgequetscht. Aus dem zurückgebliebenen Teige bereitet man breite dünne Kugeln, welche sofort auf einer eisernen von Feuer erhitzten Platte gebacken werden. Man kann das Cassavibrod sehr lange aufheben; bei jedesmaligem Gebrauche benetzt man es zuvor mit Wasser. Der ausgepreßte Saft ist ein sehr starkes Gift,

dessen Kraft durch mehrmaliges Kochen bedeutend erhöht wird, und dann reicht eine geringe Portion hin, um einen Menschen oder ein Thier zu tödten.

Häufig gebaut werden noch Reis, türkisches Korn, Batatten, Yamswurzeln und amerikanischer Kohl (Arum sagittaefolium) und Esculentum. Von letzterem werden die Blätter, die denselben Geschmack wie unser Spinat haben, als Zugemüße gekocht. Die Wurzeln werden wie Erdäpfel zubereitet genossen. Auf allen Südsee-Inseln wird der Anbau dieses Wurzelgewächses betrieben. Auf Jaffa heißt diese Pflanze Tallos. Die Yamspflanzen werden ebenfalls auf den Inseln des stillen Oceans kultivirt. Die Wurzel, welche verschiedenartig zubereitet als Gemüße genossen wird, erreicht nicht selten eine Größe von **3** Fuß Länge, und ist bisweilen **20** bis **30** Pfund schwer. Das Fleisch derselben ist sehr weiß und zart*).

Eine ebenfalls sehr berühmte und beliebte Gemüßegattung ist der Gombo; hierunter versteht man nämlich die noch unreifen Früchte von **Hibiscus esculentus**. Gekocht und gehörig zubereitet schmecken sie nicht nur recht angenehm, sondern man legt ihnen auch die Eigenschaft bei, daß sie zur Acclimatisirung des ankommenden Europäers Vieles beitragen.

Domingo wurde ehedem der große Markt des neuen Kontinents genannt. Zufolge Lacroix verwendete Frankreich zum Handel dieser Colonie **750** Schiffe, welche mit **24,000** Matrosen bemannt waren. Im Jahre **1789**, der letzten Epoche ihres Wohlstandes, liefen ein:

französische Schiffe	515	mit einer Last von	158,289 Ton.
fremde Schiffe	1063	" " " "	60,052 "
im Ganzen	1578	—	218,341 Ton.

*) Eine Abbildung findet sich in dem Werke von Rumpf, 9 tom. 121 Tafel.

Die National-Einfuhr betrug	Livres	220,783,684
Die fremde Einfuhr betrug	"	34,588,600
	Livres	255,372,284
Die National-Ausfuhr betrug	Livres	399,627,078
Die fremde Ausfuhr betrug	"	45,716,600
Nicht bekannte Waaren betrugen	"	16,000,000
	Summa Livres	461,343,678

Die Total-Summe der ein- und ausgeführten Waaren belief sich also im Jahre 1789 auf 716,715,962 Livres.

In einer Zeitung, die unter Christophs Regierung erschien, fand ich von Monat zu Monat 10 im Cap angekommene Schiffe notirt, worunter je 5 inländische waren. Gegenwärtig kommen monatlich ungefähr 16 Schiffe nach dem Cap, und nach Port-au-Prince 92, wovon 20 Nordamerikanische.

Aus den Vereinigten nordamerischen Staaten wurde im Jahre für 1,746,000 Dollars an Waaren eingeführt, und die Ausfuhr dahin stieg auf 2,341,400 Dollars. Der Verkehr mit den Nordamerikanern ist der lebhafteste; sie bringen Bauholz, Bretter, Nägel, Dachziegel, Pulver, Blei, eingesalzene Waaren, Mehl, Schuhe, Stiefel, Stühle und Kanapees. Das von ihnen eingeführte Mehl ist aber oft durch die Seereise sehr verdorben, und deßwegen wird das Brod sehr schwammig. England bringt wollene Tücher, vorzüglich für das Militair, alle Baumwoll- und Seidenstoffe, Stahlwaaren, Goldarbeiten, Nankin, Porterbier in Bouteillen, Käse. Aus Schottland kommen Salzfische, Butter, Fischthran, Schiffpech. Schweden liefert eiserne Cylinder für die Zuckermühlen und eiserne Zuckerkessel. Am vortheilhaftesten für Deutschland wären: Leinwand, Glaswaaren, eiserne Kessel für die Neger zum Kochen, Beile, auch Zuckerkessel; denn

bei diesen Artikeln kann man, weil sie den Haytiern unentbehrlich sind, stets mit Sicherheit auf Verschluß rechnen. Seit Christophs Tode führen die Franzosen ihre Weine wieder ein; früher brachten englische Schiffe den Bordeaux-Wein. Frankreich liefert jetzt vorzüglich auch Parfumeriewaaren, die vielen Absatz unter den Schwarzen finden.

Einer Verordnung von Boyer zufolge wurde nach der Revolution nur einer bestimmten Anzahl von etwa 20 Kaufleuten erlaubt, sich zu etabliren. Früher machten viele weiße Kaufleute ihr Glück daselbst; jetzt aber, da die Schwarzen selbst anfangen Gewölbe und Magazine zu errichten, ist dieser Zeitpunkt vorüber.

Es wird hier am Orte seyn, über die auf Hayti cursirenden Geldsorten einige Auskunft zu geben. Die gangbarsten Münzen sind spanisches Silbergeld oder portugiesisches Gold. Jedoch ist auch eine Menge auf Hayti selbstgeschlagenen Goldes im Umlaufe. Ein spanischer Thaler gilt 6 Schillinge 3 Pence. Gewöhnlich bekommt man, wenn man einen spanischen Thaler wechseln läßt, vier haytische Gourtins. Ein Gourtin hat 3 Escalins; dann gibt es auch halbe Escalins, welches die kleinste Münze ist. An kleinen Münzen fehlt es sehr, so daß man oft mehr kaufen muß als man braucht, um das Wechseln zu vermeiden.

Die meisten haytischen Münzen sind in Port-au-Prince unter Petion oder Boyer geschlagen. Von Christoph sah man nur selten solche Escalins. Die letzte Zeit seines Lebens war er eben beschäftigt, Thaler schlagen zu lassen, die sein Portrait trugen. Sechs Stücke zur Probe waren fertig, als die Revolution ausbrach, und von diesen sechs Stücken, war ich so glücklich, eines an mich zu bringen, welches gegenwärtig im Wiener k. k. Münzkabinet aufbewahrt wird.

Präsident Boyer hat mehrere Male spanische Thaler (Dollars) einschmelzen und Gourtins und Escalins daraus schlagen lassen, wodurch er bedeutend gewonnen hat, da die Gourtins sehr klein und leicht sind.

Wenn die Rede von einer großen Summe ist, so rechnet man auf Hayti gewöhnlich in Dublonen, das Stück zu 16 spanischen Piastern.

XVII.

Säugethiere. — Vögel. — Fische und Amphibien. — Insekten. — Schleimthiere. — Schaalthiere.

Bei der Entdeckung der neuen Welt durch Kolumbus fand man auf den Antillen nur einige Gattungen von Säugethieren, worunter Sus pecari, das Moschusschwein und Cavia aguti die vorzüglichsten waren. Ueberhaupt zeigten sich außer den Krokodilen und Eidechsen keine wilden Quadrupeden. Die Europäer führten nach und nach alle Hausthiere ihres Welttheils dort ein. Das Klima war ihnen gedeihlich; sie vermehrten sich schnell, man ließ sie frei herumgehen, um ihre Nahrung zu suchen. Manche verirrten sich von der Heerde, oder liefen in den Waldungen davon, wo die unerschöpfliche Natur das ganze Jahr über Nahrung bietet, und daher kommt es, daß man bereits wilde Schweine, wilde Ziegen, selbst wilde Ochsen auf Hayti findet. Ich habe die dort befindlichen Hausthiere auch nicht im Geringsten von den unsrigen verschieden gefunden.

Gewöhnlich weidet das Hornvieh, sowie auch Pferde, Esel und Schweine, Heerdenweise von einigen Negern bewacht, in den Savannen und Gebüschen. Des Abends werden sie nach einem sichern Orte, der von allen Seiten mit dornigem Gehölze umgeben ist, hingetrieben. In Ställe kommen sie nie, sondern bleiben das ganze Jahr im Freien. Braucht man ein Pferd zum Reiten oder zum Drehen der Zuckermühle, was fast ihre einzige Bestimmung auf dieser Insel ist, so wirft ein Neger

dem Thiere einen Strick um den Hals und führt es fort. Viele Kühe und Ochsen, die ganz ohne Hüter, aber doch in zahmem Zustande umherlaufen, versammeln sich des Abends in den Straßen, die sie zu ihrem Schutzorte wählen. Jedes Stück Hornvieh hat ein Zeichen, und man hört in ruhigen Zeiten wenig von Viehdiebstählen. Die Pferde, deren es viele gibt, sind größtentheils von kleinem Schlage, jedoch muthig, kraftvoll und so dauerhaft, daß sie den größten Beschwerden widerstehen können. Was würde aus einem europäischen Pferde werden, wenn es zwanzig Meilen des Tages durch Flüsse, Sandebenen, steinige Gebirge auf und ab machen müßte? Von Pferdedressur wissen die Neger nicht viel. Christoph hatte einen Engländer als Bereiter aufgenommen, der aber, da er seine Rechnung nicht fand, die Insel bald wieder verließ. Uebrigens sind die Pferde daselbst sehr zutraulich und nicht bösartig.

Bedeutend ist die Anzahl der Esel; sie sind Haytis Lastträger und werden zu vielen häuslichen Arbeiten verwendet, am häufigsten aber dazu, um Lebensmittel auf den Markt zu bringen. Weiber, die langsam und sicher reiten wollen, bedienen sich der Esel.

Die Ochsen und Kühe, welche zu der langhörnigten, schwarz und weiß gefleckten Art gehören, sind von mittlerem Schlage. Mit erstern wird das Zuckerrohr von den Plantagen auf zweirädrigen Karren nach den Zuckermühlen geführt. Die Häute werden roh nach Nordamerika verhandelt. Doch fängt man auf Hayti jetzt auch an, Leder zu gerben, wozu die Regierung sehr aufmuntert.

Häufig kommen wilde Schweine vor, die sich in den Sumpfwaldungen von unzähligen Krabben und Fröschen ernähren; doch gerathen sie auch über die Mais- und Batatten-Felder.

Von Schaafen fand ich diejenige Gattung, deren Füße bis zum Körper mit kurzen Haaren besetzt sind.

Unter den Ziegen findet man ein herrliches Farbenspiel: sie sind meistens sehr schön dunkelbraun, daneben schwarz und weiß gefleckt. Mehrmals des Tages machen sie Toilette, deßwegen sieht man mit Vergnügen die Reinlichkeit dieser Thiere. Selbst die Ochsen und Kühe zeigen einen Instinkt zur Reinlichkeit. Wilde Ziegen sind solche, die sich von der Heerde verirrt haben. Sie sind scheu, das mindeste Geräusch setzt sie in Unruhe; sie springen über Abgründe von einem Felsen auf den andern, halten kurz an und lauschen aufmerksam nach dem Orte des Geräusches. Ihr Fleisch und Fell ist so beliebt als das der zahmen.

Hunde trifft man auf Hayti von verschiedenen Gattungen an, auch die unbehaarten sogenannten Amerikanischen. Die eigentliche einheimische Race ist eine Art von Wolfshunden, braun, weiß und schwarz schattirt; man hält sie für diejenigen, welche in der französischen Revolutionszeit die Neger in den Waldungen ausspürten, und die man von Kuba dort eingeführt hat. Sie sind von der Größe und dem Aussehen eines Wolfes, hängen den Schweif, strecken die Zunge heraus, und stehlen wie die Raben. Ich kannte einen Kaufmann im Cap, dessen Hund von dieser Gattung sich nie mit seines Herrn Kost begnügte, sondern jeden Morgen ein Stück Wildpret oder anderes gestohlenes Fleisch nach Hause brachte. Man trifft gegenwärtig auch wilde Hunde auf Hayti. Sie sind so mager, daß man jeden Knochen und jede Rippe liegen sieht; die rohe Speise muß ihnen nicht gut bekommen.

Man ist früher der Meinung gewesen, daß in Amerika die Hunde nicht bellen, ich habe aber sowohl die dortigen als die mitgebrachten Hunde bellen hören, mit Ausnahme der

eben erwähnten wilden Hunde, denen nur ein ungleiches jammerndes Geheul eigen ist.

Kein französischer Autor macht Erwähnung von der Menge Ratzen, die man auf Hayti antrifft, und die gegenwärtig ganz einheimisch geworden sind. Sie mögen wohl auf fremden Schiffen dahin gekommen seyn. Sie sind weit dicker und länger als die europäischen, und haben nach hinken liegende Ohren und einen weißlichen Schwanz, wovon die Haare etwas in die Höhe stehen. Gränzenlos ist die Frechheit dieser Thiere. Wir bewohnten nach unserer Ankunft auf Hayti ein etwas altes Haus. Oft, wenn wir Mittag hielten, marschirten sie im Galopp auf der Leinwand, die über uns statt eines Plafonds das Zimmer schloß, hin und her, so daß man jede Wendung an der Bewegung der Leinwand wahrnehmen konnte. Des Nachts kamen sie häufig in unser Schlafzimmer und sprangen wie junge Katzen umher. Regnete es, so war man vor den Ratzen sicher; allein dann retirirten sich bei Einbruch der Nacht eine Menge Fledermäuse *) durch die Oeffnungen in das Zimmer. Eine Gattung sehr großer schwarzer Schmetterlinge, die man im Dunkeln nicht von Fledermäusen unterschied, flog mit ihnen umher. Nicht minder lästig sind die wilden Ameisen, welche nicht selten meine Insekten-Schachteln ausfraßen, und in einer Nacht oft die Frucht wochenlanger Arbeit zerstörten.

Das Wirthschaftsgeflügel haben die Haytier aus Europa; aus Mexico den Kuroff (crux alector); aus Guinea Perlhühner (Numida meleacris), welche von den Genuesern um das Jahr 1500 nach den Antillen gebracht wurden. Ein

*) Es ist die Vespertilio molossus, Hundsmaul, Gmel. 49. Von Fledermäusen ist mir außer dieser Gattung keine vorgekommen. Indessen sind Vespertilio hastatus, Gmel. 49 und Vespertilio spectrum, ibid. 46 auch auf den Antillen einheimisch.

bemerkenswerther Umstand ist, daß diejenigen Perlhühner, die in wildem Zustande in den Waldungen leben, schwarze, dagegen die andern rothe Füße haben. Auch sind die wilden Perlhühner etwas kleiner als die zahmen. Sie leben Heerdenweise in den Waldungen, und auf sie vornemlich ist es bei der Geflügeljagd abgesehen. Obgleich die wilden Perlhühner die trocknen und sandigen Gegenden lieben, so findet man sie doch auch zur Zeit, wenn die Hitze unerträglich wird, im Rohre oder in schattigem, dickbuschigem Gesträuche. Hier schlafen sie, aber manchmal wird ihr Schlaf durch den Ruf der von ihnen aufgestellten Schildwachen unterbrochen, und nun eilt die aufgestörte Truppe unter widerwärtigem Geschrei zur Flucht, allein vermöge ihrer kurzen Flügel können sie nicht weit fliegen, kaum einige hundert Schritte.

Hoch in die Luft erheben sich die zahlreichen Schwärme der Papageien. Sie kommen nur dann und zwar unter lautem Geschrei in die Ebene herab, wenn sie nach guten Früchten lüstern sind, oder wenn sie über irgend eine Plantage von Bananen herfallen, um sie zu verheeren. Selbst über die Kaffeeplantagen kommen sie zuweilen, und zwar nicht wegen des Samens, sondern wegen des süßen Fleisches, das die Kaffeebohnen umgibt. Das Fleisch der Papageien ist zäh und unschmackhaft.

Am zahlreichsten sind die Wasservögel. Der schönste unter ihnen ist der in Scharlach gekleidete Flamingo. Schwer ist es, die außerordentliche Wachsamkeit und Schlauheit dieser Thiere zu täuschen. Sie werden 4 bis 5 Fuß hoch, und leben Truppweise am Meeresufer, wo sie ihre Nahrung, die Fische, aufsuchen. Eine solche Truppe Flamingos gleicht in der Ferne einer Compagnie Soldaten mit rothen Uniformen.

In der Gegend von Fortroyal schwärmen Schaaren von schönen Sumpfvögeln, vorzüglich Reiherarten, als: Ardea cayennis, Ardea Eyretta, Ardea candidissima. Schöne

Sichel-Vögel, deren glänzendes Gefieder im Sonnenschein eine vortreffliche Wirkung macht, sind der Tantalus alcinellus, und der Tantalus albus; letzterer kommt jedoch seltener vor. In Menge zeigen sich die von den Eingebornen sogenannten Chirurgiens, Spornflügler (Parra Jacana), deren Geschrei höchst sonderbar klingt, und deren Namen von dem Stachel entlehnt ist, welcher an der inneren Seite ihres Flügels hervorragt, und womit sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen. Dann zeichnen sich unter den Wasservögeln die Kropfgänse (Pelecanus onocrotalus) aus. In den Ebenen, in der Nähe der Habitationen trifft man am häufigsten diejenigen Vögel an, die von den Eingebornen Bouttabac oder **Perroquet** noir genannt werden. Sie sind so groß wie eine Amsel, und ebenfalls von glänzend schwarzer Farbe. Ihr bügelförmiger breit gedrückter Schnabel gibt ihnen ein sonderbares Ansehen. Sie leben gesellschaftlich, ihrer 20 und 30 zusammen; selten trifft man sie einzeln an. Des Nachts schlafen sie in den großen dicken Bambusstauden; schreckt man sie auf, so entfernen sie sich unter großem Geflatter und Geschrei, welches letztere dem der Aelstern gleicht.

Unter den Singvögeln verdienen die sogenannten **Ros**signols du pays bemerkt zu werden. Sie beleben die Gebüsche mit ihren lieblichen Melodien, und geben unsern Nachtigallen gewiß nichts nach. In den südlichern Theilen der vereinigten Staaten kommt dieser Vogel unter dem Namen Spottvogel ebenfalls vor, weil man ihm die Kunst beilegt, den Gesang jedes andern Vogels nachahmen zu können. Dann gehören zu den Singvögeln auf Hayti auch die sogenannten Esclaves, die man auf den Gipfeln der Palmen antrifft; sie sind klein, von grauer Farbe, und empfehlen sich weit mehr durch ihren Gesang als durch ihr Aussehen. Ein kleiner Vogel, den die Eingebornen Musicien nennen, ist ebenfalls von minder schönem Gefieder, aber von

angenehmer Kehle. Von Kolibris sind mir auf Hayti nur zwei Gattungen vorgekommen, nämlich Trochilus niger und Trochilus gramineus. Ersterer ist der kleinste von allen; hie und da vernimmt man ein vieltöniges Gezwitscher, aber das Auge durchsucht vergebens alle Gesträuche, man entdeckt nichts, bis man endlich bei einem blühenden Baume die kleinen Geschöpfe von der Größe einer Hummel um duftende Blumen flattern sieht. Doch wie soll man eines solchen Thierchens habhaft werden? Soll man es schießen? Da wird es ganz zerstückt und bis zur Unkenntlichkeit zu Grunde gerichtet. Feinen Sand zu laden, ist vielleicht noch das sicherste Mittel; doch dann kann der Vogel ins dichte Gesträuch fallen, und man vermag ihn mit aller Mühe nicht aufzufinden. Mit rasch bewegten Flügeln, die einen summenden Ton hervorbringen, schwebt er wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern, holt mit seinem kleinen Säugerüssel, ohne sich niederzusetzen, den Honig heraus und fliegt dann weiter. Ich habe ein Paar solcher kleinen Zungen oder Säugerüssel, die sehr lang sind, geöffnet, und mich dabei überzeugt, daß sie eine förmliche Röhre bilden. Selbst im Magen fand ich nichts von animalischen Excrementen*). Kann man zweifeln, daß diese niedlichen Thierchen, wenigstens die der genannten zwei Gattungen, einzig nur vom Honige der Blumen leben, wie sie sich denn auch nur in der Nähe von Blumen aufhalten? Meistens traf ich diesen Vogel auf Carica Papaja, Melonenbaum, der mit seinen honigreich duftenden Blumen fast das ganze Jahr die Flora schmückt; dann auf Agaven (Amerikanischem Aloë); auf Lantana aculeata; auf verschiedenen Arten von Asclepiaden und in Kaffeplantagen. Die zweite Art, Trochilus

*) Diese Untersuchung unternahm ich auf Veranlassung eines Briefes vom Herrn Regierungsrath v. Schreibers.

gramineus, ist größer; die glänzenden Farben schillern aus dem schönsten Olivengrün ins Dunkelbraune; der Schnabel ist sehr lang und gebogen, die ebenfalls sehr lange Zunge streckt der Vogel, vorzüglich wenn er seine Toilette macht, oft bis 3 Zolle weit über den Schnabel heraus. Bei dieser letzteren Art habe ich das oben erwähnte unangenehme Gezwitscher nicht wahrgenommen.

Sonderbar genug ist, daß die Kolibris immer dürre Zweige, Aeste und Bäume zu ihren Ruhepunkten wählen; hier sitzen manchmal zwei bis drei eine ganze Viertelstunde beisammen, um ihre Toilette zu machen oder auch um zu schlafen. Zu dieser Zeit kann man ihnen sehr nahe kommen. Ich zweifle, daß diese Thiere lebend nach Europa gebracht werden können, da sie überaus zart und empfindlich sind. Eines Tages war ich so glücklich, ein lebendes Exemplar zu erhalten. Ich schoß wie gewöhnlich mit feinem Sande nach einem Kolibri, ein einziges Körnchen traf den einen Flügel; das kleine Geschöpf fiel flatternd ins Gras, wo ich es mit vieler Freude aufnahm, in mein Schnupftuch band, und nach Hause trug; doch nicht lange währte die Freude, denn es starb bald darauf.

Die Kolibris bauen ihre Nester, wie ich beobachtet habe, am liebsten in die Gebüsche von Psidium pyriferum (Goyaven). Das Nest des Trochilus niger ist von der Größe einer welschen Nuß, am gewöhnlichsten von Baumwolle gebaut, und außerhalb mit kleinen Blättchen von Baumrinden umgeben. Ihre Eier sind nicht größer als die Erbsen. — Ich habe ein Paar junge Kolibris acht Tage lang im Neste mit Honig erhalten, den ich ihnen mittelst einer kleinen Feder in den aufgesperrten Schnabel träufeln ließ.

Ich lasse nun die Uebersicht der auf Hayti einheimischen Vögel, nach systematischer Ordnung folgen. Die mit * bezeichneten habe ich nach Europa mitgebracht.

Raubvögel (Accipitres).

Aquila antillarum.
„ nudicollis, Geyer mit nackendem Halse.
* Falco spaverius, Buffon 465, Hühnerdieb.
* Strix dominicensis, Eule von Domingo.

Klettervögel (Levirostres).

* Psittacus guyanensis, der guyanische Papagei Buff. 407.
„ dominicensis Buff. 792.
„ ochrocephalus.
„ rufirostris, Rothschnabel-Papagei.

Spechte (Pici).

* Picus striatus (charpentier de Hayti), gestreifter Specht.
* „ passerinus, kleiner olivenfarbiger Specht.
* Trochilus niger.
* „ gramineus, schwarzer Kolibri.
* „ dominicus, domingischer Kolibri.
* Certhia flaveola, Meersänger, Edwardtal 122.
* Todus viridis, grüner Plattschnabel.

Raben (Coraces).

Corvus caribaeus, antillische Aelster.
* Cuculus vetula, Kukuk.
* „ seniculus, kleiner Kukuk Gml. 391.
* Oriolus dominicensis, Pirol von Hayti.
* „ niger, schwarzer Pirol.
* „ xanthornus, schwarzkehliger Pirol.
* Gracula quiscala (Merle de Hayti).
* Crotophaga ani.
* „ major (Peroquet noir), Madenfresser.

Sperlinge (Passeres).

* Turdus polyglottus (Rossignol du Hayti), Spottdrossel.
* „ guianensis (Esclave), guianische Drossel.
* Turdus palmarum, Palmdrossel.
* „ hispaniolensis, olivenfarbige Drossel.
* „ plumbeus, aschfarbige der Antillen.
* Luxia violacea, violetter Kernbeißer.
„ dominicensis, Domingischer Kernbeißer.
Muscicapa coronata Buff. 298, gekrönter Fliegenfänger.
* „ cayenensis, cayenischer Fliegenfänger,
* „ querula (Pibiry), graukohliger Fliegenfänger.
* Tyrannus intrepidus (Vieill), grauer Tyrann.
Parus coeruleus, Buff. ibid 3. f. 2., Blaumaise.
Hirundo dominicensis (Gm.), Schwalbe.
„ cayenensis Buff. 725. 2., Schwalbe mit weißem Halsbande.
* „ riparia, Uferschwalbe.
* Caprimulgus rufus, rother Ziegenmelker.
* Sylvia aestiva, gelber Sänger.
* „ coronata, gekrönter Sänger.
* „ maritima (Wilson), Meersänger.
Taugara dominica Esilam (Lath.).

Hühner (Gallinae).

* Columba passerina, Sperlings-Taube.
* „ martinica (Buff. 141.), Martinique-Taube.
* „ leucocephala Gm. 772.
„ caribaea Gml. 773., karaibische Taube.
Numida Meleagris, Perlhühner.

Sumpfvögel (Grallae).

* Phoenicopherus ruber, der Flamingo Catesby 1. Tab. 73.

* Ardea cayenensis, Reiher von Cayenne.
* „ egretta, großer Silberreiher.
* „ candidissima (Wills.), kleiner Silberreiher.
* „ minuta, kleine Rohrdommel.
„ scolopacea, schnepfenartiger Reiher.
* „ coerulea, blauer Reiher.
* Tantalus Falcinellus, brauner Sichelschnäbler.
* „ albus, weißer Sichelvogel.
* Scolapax frenata, amerikanische Moosschnepfe.
* Totanus flavipes, Wasserläufer.
* Parra jacana, Spornflügler.
„ Calidris.
Charadrius pluvialis, goldfarbiger Regenvogel.
„ vociferus, Schrei-Regenvogel.
Tringa Cinclus, Seelerche.
Calymbus dominicus, domingischer Taucher.
* Podiceps dominicensis, Steißfuß.
* Gallinula chloropus, grüner Steißfuß.
* „ martinicensis, Martinique-Wasserhuhn.
Fulica mexicana (Loth).
Rallus jamaicensis (Coward fol. 278).

Schwimmvögel (Anseres).

* Anas moschata, Bisam-Ente.
* „ arborea (Buff. 801.), Baumgans.
„ americana (Gm. 526.), amerikanische Ente.
„ dominica, domingische Ente.
Pelecanus Onocrotalus, Kropfgans.
* Sterna fuliginosa, große Meerschwalbe.
Colymbus dominicus (Gm. 593.), Taucher von St. Domingo.

Unter den Fischen, die man in Hayti kennt, zeichnet sich durch seine Größe und Gefräßigkeit der Haifisch (Squa-

lus carcharius) aus*). Er hält sich im Hafen der Capstadt auf, und verschlingt alles, was aus einem Schiffe ins Wasser geworfen wird, und nicht selten kommen diese Thiere dem Ufer ganz nahe. Unfern unserer Wohnung badeten fast den ganzen Tag Negerkinder im Meere, allein sobald sich ein Hai näherte, entfernten sie sich unter vielem Geschrei aus dem Wasser. Man sieht schon von weitem einen langen Streifen wie eine kleine Welle, da, wo der Fisch ist, weil er beinahe auf der Oberfläche des Wassers ganz horizontal schwimmt. — Eines Tages ward an unserm Schiffe ein Hai gefangen, und zwar auf folgende Art. Ich hatte zwei Krokodile an Bord, die ich daselbst anatomirte; wir warfen von Zeit zu Zeit Stücke Fleisch ins Meer, welches eine Menge kleiner und größerer Fische herbeilockte. Plötzlich erblickten wir auch einen sehr großen Haifisch, den man recht deutlich um das Schiff herumschwimmen sah. Der Capitain ließ sogleich einen eisernen mit Fleisch umwundenen Haken über Bord werfen. Wir gingen unterdeß zu Tische; doch kaum hatten wir uns gesetzt, so hörten wir den Ruf: „ein Hai ist gefangen.“ Wir stürzten alle aufs Verdeck, aber das Ungeheuer hatte sich mit seiner Beute in die Tiefe verloren; der Strick wurde nachgelassen; da sich aber der Fisch nicht zu verbluten schien, zog man ihn herbei. Der eiserne Haken hatte sich an den Kinnladen eingehakt, und hielt ihn fest. Höchst interessant war der hartnäckige Widerstand dieses Thieres. Da es immer mit dem Kopfe nach unten wollte, und mächtig mit dem Schweife über dem Wasser umherschlug, so brachte dieß die Matrosen auf den Einfall, ein Boot auszusetzen, um den Hai mit einer Schlinge zu fangen. Furchtbar wüthend in

---

*) Der Haifisch gehört zwar zu den Säugethieren, indeß wollte ich ihn aus andern Gründen hier anführen.

konvulsivischen Bewegungen schlug dieser beinahe das Boot um. Indeß gelang es, den Schweif in der Schlinge zu fangen; der Strick wurde nun hoch über dem Verdeck an einer Segelstange festgemacht, und auf diese Art das Ungeheuer mit dem Kopfe gegen das Wasser in die Höhe gezogen, und aufs Verdeck gebracht. Am meisten zog die unverhältnißmäßige Dicke des Körpers unsre Verwunderung auf sich. Wir hatten daher keinen andern Glauben, als daß der Hai Junge trüge. Nach Verlauf einer Stunde, als das Thier schon todt war, schnitt ich den Leib auf, um die Haut abzuziehen; unser Erstaunen war nicht klein, als wir eine zwei Fuß breite Seeschildkröte (Caretta virgata) beinahe noch ganz unversehrt in seinem großen Hautsacke fanden. Ich stopfte den Hai, von den Matrosen unterstützt, mit vieler Mühe aus, allein seine außerordentlich fette Haut und der Mangel an Conservirungsmitteln machte alle angewendete Sorgfalt fruchtlos. Es blieb mir daher nichts übrig, als den Kopf des ausgestopften Fisches abzuschneiden, und als Skelet ihn mitzunehmen. Dieser Hai trug auch einen Saugfisch (Echeneis remara Lin.) an sich, welcher mittelst eines häutigen ausgezackten Schildes am Kopfe festsitzt.

Es finden sich auf Hayti mehrere Arten von Haifischen; der größte nach dem genannten ist der Faserhai (Squalus cirrhatus Lin.) wovon ich ein sieben Fuß langes, gut erhaltenes Exemplar mitbrachte, welches auch dem k. k. Hofnaturalienkabinet sehr erwünscht kam. Seine Farbe ist dunkelbraun. Die Haut hat die sonderbare Eigenschaft, daß sie am Stahle Funken giebt. Der Rachen ist ebenfalls wie bei dem vorigen mit sechs Reihen dreieckiger schneidender Zähne bewaffnet. Merkwürdig ist, daß diese Reihen von Zähnen nicht wie bei andern Thieren in der Kinnlade festsitzen, sondern daß das Thier sie willkührlich bewegen kann.

Uebrigens gibt es auch Sägefische (wovon ich blos ein Paar Sägen bekommen konnte), Meerschweine, Dorade und fliegende Fische in Hayti.

Unter den zurückgebrachten Fischen finden sich folgende Gattungen vor:

Knorpeligte Fische.

* Squalus.
* „ cirrhatus, der Faserhai.
* „ Vulpes, der Fuchshai.
* „ Zygaena, der Hammerhai.
* „ ustus.
„ Galeus.
* Diodon.
* „ Hystrix, Gm. 1448, der längliche Igelfisch.
* „ Atinga, Gm. 1451, der kugelrunde Igelfisch.
* Ostracion.
* „ bicandalis Gm. 1441, Panzerfisch.
* „ quadriconis O. triquester Gm., das Bügeleisen.
* Syngnathus.
* „ Hippocampus Gm. 1457, das Seepferdchen (eßbar).
* Anthias.
* „ formosus, der schöne Röthling.
* Echeneis.
* „ Neucrates, der große Säugefisch.
* „ remara L., kleine Säugefisch.
* Fistularia.
* „ Tabacaria Gm. 1387, Tabakspfeifenfisch.

Ferner zwölf noch unbestimmte Species.

Unter den Amphibien zeichnen sich besonders die Krokodile aus. Die auf Hayti vorkommenden gehörten zu den

spitzrachigen, **Crocodilus acutus.** Von den Eingebornen wird es allgemein mit dem Namen Cayman belegt, obgleich der Cayman der Gelehrten eine andere Gattung, nämlich **Crocodilus vulgaris** bezeichnet. Herr Fitzinger beschreibt mein lebend zurückgebrachtes Exemplar, wie folgt*):

„Die Breite des Kopfes ist in der Länge zwei und ein halbmal enthalten. Die Augen liegen ziemlich nahe beisammen, sind mit einer Nickhaut versehen, und haben eine goldfarbene ins Grünliche spielende Iris. Die Pupille ist schwarz und sehr ausdehnbar; in der Sonne und bei stark auffallendem Licht erscheint sie wie bei den Katzen als ein länglicher Streif, im Dunkeln aber vollkommen rund. Die Oeffnung ist länglich, und wie bei allen Crokodilen mit einer Kapsel bedeckt, die das Thier nach Willkühr öffnen und schließen kann. Die sehr kleinen Nasenlöcher liegen an der vorderen Spitze des Rüssels nahe beisammen auf einem etwas erhabenen Wulste. Der Oberkiefer ist etwas länger als der Unterkiefer und beweglich; es befinden sich in denselben **38** zugespitzte hakenförmige Zähne von ungleicher Länge; im Unterkiefer **30**, die so vertheilt sind, daß sie bei Verschließung des Rachens in die obern eingreifen. Die Zunge ist an den Unterkiefer festgewachsen, und bildet rückwärts in der Rachenhöhle mit der Gaumenhaut eine willkürlich schließbare Klappe. Gleich hinter dem Schädel befinden sich auf dem Nacken vier kleine, in einer ununterbrochenen Reihe liegende Schildchen, auf diese folgen sechs große ovale gekielte Schilde, von denen vier Paarweise hinter einander liegen. Die Haut zwischen den Vorderfüßen und dem Nacken ist nicht mit Schildchen bedeckt. Die Querreihen der Rückenschilde bestehen jede aus vier viereckigen, breiten und gekielten Schildern, welche vier Längslinien von

*) Wiener Zeitschrift August 1821.

Kielen bilden. Außer den in Reihen liegenden Schilden sind noch mehrere unregelmäßige ovale Schildchen vorhanden. Der an der Seite zusammengedrückte Schwanz ist etwas länger als der Körper; seine erste Hälfte ist mit 17 bis 18 Querreihen von Schildchen bedeckt, die auf der obern Fläche zwei Längsreihen von vorspringenden Kielen bilden; seine letzte Hälfte ist mit 17 einfachen kammartigen, vorspringenden Schildchen besetzt. Die viereckigen Schilde des Bauches bilden breite regelmäßige Binden, und sind gegen den After zu mit kleinen Löchern versehen. Die Vorderfüße haben fünf unverbundene, mit Nägel versehene Zehen. An den Hinterfüßen hat das Thier vier mit ganzer Schwimmhaut verbundene Zehen, von denen die zwei innersten mit Nägeln versehen, die äussersten aber nägellos sind. Die Farbe desselben ist schmutzig grün, mit schwarzen olivenfarbigen Flecken gezeichnet, die am Rücken größer als am Halse und an den Füßen sind, und auf dem Schwanze große Querbänder bilden. Die Unterseite des Thieres ist gelblich und ungefleckt."

Die Lebensweise der Krokodile ist folgende. Sie bewohnen Flüsse, Teiche und sumpfige Oerter. In der See kommen sie nicht vor, jedoch halten sie sich gerne an den Mündungen der Flüsse auf; auch in Seebuchten und Seesumpf-Mangle-Waldungen, worin sie Krabben, Fische und Frösche finden, trifft man sie häufig. Doch eigentlich leben sie nur in süßem Wasser. Ihr Aufenthalt ist mehr im Wasser als auf dem Lande; denn man kann annehmen, daß sie kaum 7 bis 8 Stunden des Tages auf dem Lande zubringen; in diesem Falle lagern sie an den Ufern auf dem Sande umher; oft machen sie in einem Zeitraume von zwei Stunden nicht die mindeste Bewegung. Werden sie aufgeschreckt, so fliehen sie ins Wasser. Beim Fliegenfang verfahren sie auf folgende Weise. Mit geschloßenen Augen und

weit geöffnetem Rachen daliegend, locken sie durch ihren Moschusgeruch die Fliegen an; diese setzen sich in die furchtbare Falle; das Ungeheuer schlägt plötzlich den Ober- und Unter-Kiefer zusammen und versenkt sich ins Wasser. Finden die Krokodile keine Gelegenheit, sich am Ufer zu sonnen und zu schlafen, so sieht man sie im stillen Wasser ganz horizontal auf der Oberfläche ohne Bewegung schwimmen, und zwar so flach, daß der ganze Rücken und besonders die Nasenlöcher frei sind, durch welche sie bei dieser Gelegenheit athmen, die sich aber gleich wieder verschließen, sobald das Thier unter Wasser geht. Oft auch, wenn sie unter dem Wasser schwimmen, sieht man sie die Nase hervorstrecken, um Athem zu schöpfen. Descourtils zufolge füllen sie sich die Lungen mit Luft an, ehe sie untertauchen. An hohen Ufern haben die Krokodile Höhlen, die aus dem Wasser unter der Erde ans Land führen, und worin sie ihre Beute aufbewahren, die erst, wenn sie schon in Fäulniß übergeht, verzehrt wird. Man erzählt sich in Hayti, daß einst ein Spanier, welcher ins Wasser fiel, von einem Krokodil in eine solche Höhle geschleppt worden, und als er zu sich kam, während ihn das Krokodil verlassen hatte, durch eine Oeffnung unverletzt herausgekrochen sey. Aeltern Reisebeschreibungen zufolge vernimmt man ein Gebrüll von den Krokodilen. Ich meines Theils habe von meinen Gefangenen nur ein starkes und Schrecken verbreitendes Schnauben und Sausen vernommen, indem sie mit Anstrengung Luft durch die Nasenlöcher stießen. Selbst kleine Krokodile von kaum einer Spanne Länge gaben schon auf diese Weise ihre Bösartigkeit zu erkennen; ihr Laut war dann dem Spucken einer aufgereizten Katze ähnlich. Indeß haben ohne Zweifel die ältern Reisebeschreiber das Krokodilengeschlecht zu furchtbar geschildert. Das Krokodil auf Hayti sucht unbewohnte Gegenden, wo es in Ruhe und Sicherheit leben kann; es

flieht den Menschen und jedes Geräusch, vorzüglich wenn es in der Nähe des Wassers ist, wohin es jedesmal flieht. Gefährlich wird es dem Menschen nur dann, wenn peinlicher Hunger es antreibt, nach der nächsten Beute zu greifen. Daß sie den jungen Schafen, Ziegen und Rindern auflauern, ist bestätigt.

Das Laufen fällt dem Krokodil sehr beschwerlich, zumal da es von Natur träge ist. Wird es aus seiner Ruhe gestört, so läuft es wie eine Eidexe, schießt mit vieler Schnelligkeit ein Stück fort, und ruht sodann wieder auf dem Bauche aus. Drehen kann es sich wohl mit dem ganzen Körper, aber nicht sehr geschwind; allein es weiß mit dem Schweife seine Beute sehr geschickt nach dem Kopfe zu bringen, den es ebenfalls rechts und links sehr gut bewegen kann, da der Hals nur oben mit einigen Reihen harter Schilde besetzt ist. Die Hunde sind auf dem Land ihre abgesagten Feinde, so wie es im Wasser die Haifische sind. Man behauptet, daß das Krokodil im Wasser nicht beißen kann.

Die Kraft, die sie auf dem Lande in den beiden Kinnbacken besitzen, ist bewunderungswürdig. Ich sah ein gefangenes Krokodil in einen eisernen Stab beißen, so daß auf beiden Seiten ein Zahn absprang. Von der Kraft, welche sie in ihrem Schweife haben, könnte ich mehrere Beispiele anführen, es sey indeß genug, wenn ich sage, daß ein gebundenes Krokodil mit seinem Schweife drei Neger auf die Seite schleuderte, und daß zwölf Menschen erfordert wurden, um ein zehn Fuß langes, im Netz gefangenes Krokodil zu binden. Der Bisamgeruch, den solch ein erzürntes Thier um sich her verbreitet, ist außerordentlich.

Ihre Hauptnahrung besteht ohne Zweifel in Fischen, indem ich beim Seciren immer fleißig den Magen, einen Hautsack, untersuchte und außer einer starken Handvoll

kleiner Kieselsteine und einigen Knochen fast lauter Fischgräte fand. Mein größtes Krokodil hatte so viel Steine im Magen, als man mit zwei Händen fassen kann. Ohne Zweifel befördern dieselben die Verdauung. Jenes Krokodil war so fest mit Stricken gebunden, daß der eine Vorderfuß nach einigen Tagen an lebendigem Leibe von weißen Maden wimmelte, und ich darauf denken mußte, es zum Behufe der Ausstopfung zu seciren. Da sich Niemand in die Nähe desselben wagen wollte, so hatte ich Mühe, es zu tödten. Ich ließ indeß einen Strick am Schweife, und einen zweiten am Kopfe, dessen Rachen ohnehin fest verbunden war, anmachen. An jedem Ende zogen vier Mann aus Leibeskräften. Ein englischer Matrose, der auf dem Schiffe war, ein verwegener Kerl, stieß dem Thiere ein langes scharfes Messer ins Herz. Das Ungeheuer schlug gewaltig mit dem Körper, das Blut floß häufig aus der Wunde. Nach einer Viertelstunde gelang es mir nun, den Bauch aufzuschneiden. Die Eingeweide, nachdem sie schon lange vom Körper getrennt waren, zeigten noch immer volle Lebenskraft. Das Fleisch der Krokodile ist sehr weiß und zart, aber nicht genießbar. Die Bisamdrüsen scheinen am Halse zu sitzen. Ueber ihre Begattungsweise habe ich keine Gelegenheit gefunden, Beobachtungen anzustellen. Descourtils zufolge soll dieselbe auf der Oberfläche des Wassers unter dem Schwimmen statt haben. Das Krokodil legt 15 bis 20 Eier, die von der Größe eines Gänseeies und von weißer Farbe sind, in den Sand. Nach Verlauf von einigen Wochen verlassen die Jungen, von der Sonne ausgebrütet, ihre Hülle, und zwar, wie mir Eingeborne versicherten, besonders nach einem heftigen Gewitter. Ich hätte mich von dieser merkwürdigen Erscheinung so gerne selbst genau überzeugt, und bewahrte deßhalb in einem kleinen Garten unweit meiner Wohnung im Cap eine ganze Küste voll Krokodileier im Sande. Ich

sah mit Schmerzen einige Wochen lang einer Entwickelung entgegen; als mir aber die Zeit zu lange dauerte, öffnete ich einige und fand, daß die oberen flach liegenden Eier verdorben waren. Nur die ungefähr 5 bis 6 Zoll tief im Sande liegenden enthielten ganz ausgebildete, lebende junge Krokodile, die bei Eröffnung des Eies muthig herumzappelten. Am Unterleibe gewahrte ich eine Oeffnung, die durch eine Nabelschnur mit einem Hautsacke, der einen gelben Eidotter enthielt, in Verbindung stand. Descourtils nennt diesen Sack Sac alimentaire, und behauptet, daß sich das zur Welt gekommene junge Amphibium die erste Zeit nach seiner Geburt daraus ernähre. Ich habe mich beeilt, die aus den Eiern genommenen kleinen Krokodile, welche etwa eine Länge von sechs Zollen halten, in Spiritus zu legen; sie werden nebst den Eiern im k. k. Hofnaturalienkabinet aufbewahrt. Daß die Alten ihre neugebornen Jungen ins Wasser führen, bezweifle ich sehr. Man findet die kleinen Krokodile am gewöhnlichsten in kleinen Teichen und Lagunen.

Die Krokodiljagd ist auf dem Lande sehr beschwerlich, weil man sie in den sumpfigen Gegenden nicht verfolgen kann. Desto angenehmer und weniger ermüdend ist die Jagd in den Canots. Ruhig fährt man unter dem kühlenden Schatten großer Bäume am Ufer der Flüsse hin. Steht das Boot still, so kann man bisweilen die Krokodile auf dem schlammigen Grund bei hellem Wasser schlafen sehen; aber auf die mindeste Bewegung hin fahren sie schnell wie ein Fisch fort und machen das Wasser dabei so trübe, daß man sie nicht verfolgen kann. Das Schießen mit Feuergewehren ist oft zwecklos; denn selbst, wenn man sie gut trifft, nämlich am Halse, wo die Kugel am ehesten eindringt, nehmen sie noch die Flucht und kommen erst an einem entfernten Orte todt ans Ufer; — es wäre denn, daß sie vom Wasser entfernt sind, und mehrere Schüsse angebracht wer-

den können. Ich ziehe daher die Jagd mit Netzen vor. Die Neger, als ich mit ihnen im Masacre auf den Krokodilenfang ging, spannten ein großes starkes Netz, dessen sie sich sonst zum Seefischfange bedienten, zwischen zwei Canots, und so gingen wir den Fluß Masacre aufwärts. Sobald ein Krokodil gefangen war, ruderten die Neger ans Land, das Netz wurde umwickelt; das Thier verkritzte sich mit seinen fingerartigen Krallen in demselben und war gefangen. Der Rachen wurde gleich mit Stricken umwunden, welches sehr leicht geht, weil einige Zähne weit vorstehen. Dasselbe geschah mit den Vorder- und Hinterfüßen.

Die fünf Fuß lange Leguan-Eidechse kommt auf Hayti vor. Ich habe selbst einige Exemplare erhalten. Ihr Fleisch wird von den Engländern als ein Leckerbissen genossen. Weit seltener aber ist die Abart mit einem Horne auf dem Kopfe, Lacerta cornuta, Iguana cornuta, welche dieselbe Größe erreicht, und dem k. k. Naturalienkabinette sehr erfreulich war.

Folgende Amphibien sind von mir zurückgebracht worden:

* Caretta virgata, Fitzinger. (Chelonia virgata. Schweigger).
* Crocodilus acutus. Cuvier.
* Xiphosurus Cuvieri, Fitzinger. (Anolis Cuvieri. Merrem).
* „ eguestris, Fitzinger. (Anolis equestris Merem).
* „ principalis, Fitzinger. (Anolis principalis Merrem).
* Anolis bullaris. Merrem.
* Iguana cornuta. Cuvier.
* Tropidurus Schreibersii. Fitzinger.
* Ameiva boskiana, Fitzinger. (Lacerta boskiana Daudin).

* Tiliqua dominicensis, Fitzinger. Lacertus Mabouya. La Cepede.

* Rhinostoma rufo-fuscum, Fitzinger.

* Coluber porosus, Fitzinger.

* „ melanogrammus, Fitzinger.

* Chironius Longicauda, Fitzinger.

Die Familie der Insekten dürfte wohl auf Hayti eine der stärksten seyn; ich meines Theils habe zu wenig Zeit hierauf verwenden können, und mein Streben ging daher darauf, das zu bekommen, was mir auf meinen Excursionen aufgestoßen ist. Von den schädlichen Insekten bemerke ich besonders die Kakerlaken (Blatta americana Lin.) wovon alle Häuser voll sind. Größer als ein Maikafer, aber ganz platt und von brauner Farbe, finden sie sich vorzüglich in der Nähe von Eßwaaren haufenweise ein. Sie zernagen und verzehren solche, beschädigen selbst die Meubeln, und verursachen durch die Feuchtigkeit, welche sie von sich lassen, daß Stahl- und Eisen-Waaren oxydiren. Des Nachts laufen sie den Schlafenden übers Gesicht und verursachen durch ihre steifbehaarten Füße eine unangenehme Empfindung; berührt man sie, so lassen sie außer einer Feuchtigkeit auch noch einen sehr unangenehmen Geruch von sich. Dieses Insekt läuft mit Schnelligkeit, scheut das Licht, und legt seine Larve am liebsten ins Mehl.

Eine andere Geißel der Magazine und der Wohnzimmer sind die Fourmis marronnes, eine sehr kleine Gattung Ameisen von rother Farbe; vor ihrer Gefräßigkeit ist nichts sicher und kein Zwischenraum so eng, daß sie nicht eindringen könnten. Sie fallen andre Insekten sehr muthig an, und ihrer 20 bis 30 schleppen dann oft ein zehnmal größeres Thier nicht nur auf ebenem Wege fort, sondern auch an Wänden und Mauern in die Höhe, wenn ihre Kommunikation sie dahin führt.

Die ganz große Ameise, welche eine Plage der Menschen auf dem Festlande von Amerika ist, kommt hier nicht vor.

Die Moskitos sind bekannt. Man kann den Schmerz, welchen ihr Stich veranlaßt, bald lindern, wenn die Haut mit Unschlitt bestrichen wird. — An feuchten Orten sind sie am zahlreichsten; sie folgen den Menschen. Oft sah ich auf meinen Excursionen einen ganzen Schwarm hinter mir herziehen; blieb ich nur einen Augenblick stehen, um irgend etwas zu beobachten, so war ich in einigen Minuten ganz bedeckt.

Eine zweite sehr kleine, aber ebenfalls Schmerz bringende Gattung ist die der Flohmücken (Culex pulicaris Gm. 2888.). Diese dringt besonders in die Zimmer ein.

Unter den vorzüglichen Arten von Insekten habe ich nachfolgende, worunter einige ganz neue sind, mit hieher gebracht:

Schmetterlinge (Lepidoptera).

* Papilio Alcyonia Hbst.
„ Charitonia Hbst.
* „ Eubule Cr.
* „ Alcmeone Cr.
* „ Monusta Cr.
„ Amasine Cr.
* Sphinx Hasdrubal F.
„ Alope Cr.
* Bombyx Bella Cr.
* Noctua Agarista Cr.

Käfer (Coleoptera).

Chlorima obsoletum Oliv.
* Calandra sericea Oliv.
* Stenocorus irroratus Oliv.

* Clytus suturalis Oliv.
* Lampyris fulgida Oliv.
* Cyclocephala.
„ barbata Fabr.
„ signata Fabr.
* Scarabeus.
* „ tinnulosus Pal. de Baud.
* Melolontha.
„ fervida Fabr.
* Lamia.
„ Scorpis Fabr.
* Cryptocephalus.
„ flasofasciatus Kollar.

Halbflügel (Hemiptera).

* Scutellaria.
„ Fabricii Kollar.
* Coreus.
„ rufo marginatus Kollar.

Von Schleimthieren sind mir blos folgende zwei Arten vorgekommen nämlich:

* Sepia officinalis, Tintenfisch und
* „ media, Meerspinne.

Letztere, welche mit ihren armförmigen Theilen Alles faßt, lebt am Ufer der See, da, wo das Wasser seicht ist. Ein Neger durchstach einstmals eines dieser Thiere, um es für mich zu fangen, mit einem spitzigen starken Stock, mit welchem er es sodann auch aus dem Wasser hob. Das Thier zeigte hiebei seine ganze Kraft, indem es einen großen Stein umschlang und ihn mit in die Höhe nahm. Die Franzosen nennen es Chatruille; sie sollen den vierfüßigen Thieren und Menschen im Wasser sehr gefährlich werden.

Unter den Schaalthieren findet man besonders zahlreich die Familie der Krabben, die sich theils im Wasser, theils auf dem Lande in Löchern und verborgenen Orten aufhalten. In den Gebirgen bemerkt man am häufigsten die sogenannten Soldatenkrabben, die sich ein leeres Schneckenhaus aufsuchen, in welches sie kriechen, und es mit ihrer großen Scheere, die quer vor der Oeffnung liegt, vertheidigen. Wird ihnen dieses Haus zu klein, so suchen sie sich ein anderes auf.

Unter den eßbaren Krebsen zeichnen sich die Hummern aus, die oft einen Fuß lang sind. Ihr Fleisch ist nicht so zart wie das unserer Krebse, sondern hart; deßwegen schneidet man es auf dem Teller sehr fein, und genießt es mit Essig und Oel. Die gewöhnlichen Landkrabben, die breiter als lang sind und häufig in den Sümpfen vorkommen, werden von dem gemeinen Volke genossen. Besonders aufgefallen unter den Krabben ist mir eine ganz kleine, von den Eingebornen mal oreille genannte Art. Ihr Körper ist breiter als lang, und eine einzige Scheere, welche das Thier immer quer vor dem Kopfe hält und womit es sich vertheidigt, im Verhältnisse zu dem Körper ungemein groß. Sie durchlöchern die Ufer, wo sie sich in Menge aufhalten, und können ungemein schnell die Flucht nehmen.

Von Conchylien habe ich eine große Menge mitgebracht, worunter besonders die Kriegsmuschel, Strombus gigas, sich in großer Anzahl befand.

Austern kommen häufig vor, allein man fängt sie auf den westindischen Inseln äußerst selten. Weit häufiger werden von dem gemeinen Volke die Bewohner der Kriegsmuscheln genossen.

Unter den bestimmten Conchylien, die ich von Westindien zurückgebracht habe, finden sich folgende Species vor:

* Chiton aculeatus.
* Lepas porosa.
* Tellina tigrina.
Pinna rudis.
* Conus varius.
* „ leoninus.
* „ achatinus.
* „ interruptus.
* Cypraea Exanthema.
* „ Cinerea.
* Bulla gibbosa.
* „ ampulla.
* Voluta.
* „ Oliva.
* „ asperula.
* „ mercatoria.
* „ fusca.
* Buccinum.
„ Perdix.
* „ tuberosum.
* „ Arcola.
* „ Olearium.
* „ Terticulus.
* Strombus.
* „ Gigas.
* „ Urceus.
* „ Oniscus.
* „ Gallus.
* „ pugilis.
* Murex.
„ Tritonis.
* „ Melongena.
* „ Galea.

* Murex Tulipa.
* Turbo.
*   „   Spenglerianus.
*   „   Pica.
*   „   Castanea.
* Helix.
*   „   cornu militare.
* Nerita.
  „   Caurena.
* Patella.
*   „   octoradiata.
*   „   barbadensis.
*   „   jamaicensis.

XVIII.

Allgemeine Ansicht der Pflanzenwelt auf Hayti.

Ueberall, vom Süden bis zum Norden, so weit man vorgedrungen, ist unsere Erde mit Vegetabilien geschmückt. Gegen den Aequator zeigt sich die Vegetation am reichhaltigsten, gegen die Pole zu nimmt die Mannigfaltigkeit derselben ab. Während die Vegetation in Europa mehr einförmig erscheint, und unsere Waldungen nur aus mehreren, oftmals nur aus einer einzigen Baumgattung bestehen; so erhöht in den tropischen Ländern ein buntes Gemisch das Bild des Lebens, und hohe Bäume prangen mit den farbenreichsten Blüthen aus den Familien der Malvaceen, Papilionaceen und Ipomaceen.

Hayti, unter dem Himmelsstriche gelegen, wo Hitze und Feuchtigkeit das Wachsthum begünstigt, zeigt eine Vegetation von außerordentlicher Kraft und Ueppigkeit. Durch Urtheile von Männern, die oft für die schöne Natur keinen Sinn hatten, oder aus Mangel an Zeit keine nähern Beobachtungen anstellen konnten, wird man leicht zu dem Fehlschlusse verleitet, als seyen Baumlosigkeit und kahle Felsenmassen der Charakter der westindischen Inseln, während doch hier sogar die Kalk- und Korallenfelsen mit bunten Schöpfungen der organischen Natur bekleidet sind. Allerdings glaubt man in der Ferne oft nur kahles Gebirgsland zu sehen, aber bei näherer Betrachtung staunt das Auge über die Lebensfülle, welche da,

wo Alles öde schien, verschwenderisch ausgebreitet ist. Und immer wieder nimmt die Landschaft einen andern Charakter an. Da stößt man bald auf dichte, undurchdringliche Waldungen, die noch keines Menschen Art berührt hat, bald auf weite Sandflächen, die, soweit des Auge reicht, von Stachelgewächsen starren; bald öffnet sich eine Aussicht in tiefe, schön von Bergen umgrenzte Thäler, bald auf reichbesäte Felder und Plantagen. Führt der Weg über Felsenreihen und Kalkgebirge, so sind Stufen eingehauen, über welche die Pferde mit unglaublicher Geschicklichkeit und Sicherheit in die Tiefe hinabsteigen, und eben so geschickt heraufklettern.

Gleich beim Aussteigen ans Land verwundert man sich, aus Steinhaufen und Ruinen üppige Bananen- und Melonenbäume emporsproßen zu sehen. Einzäunungen von Holzstämmen haben Wurzeln geschlagen und sind zu mächtigen Bäumen aufgewachsen. Die kleinen Gärten, welche die Häuser umgeben, sind mit Brodbäumen und mit den schön rothen Blumen der Plumeria rubra geziert, die mit den goldfarbigen Früchten des Mangobaums, Mangifera indica, oder dem prangenden Farbenspiele der Blätter des Goldblattbaumes (Chrysophyllum Cainito) herrlich kontrastiren. Schwer mit goldfarbigen Früchten beladene Orangenbäume lachen uns entgegen; während dort eine herrliche Palme wie eine Königin hoch emporragt, Alles ringsumher majestätisch beschattet und den Wanderer zum Bleiben einzuladen scheint.

In den Ebenen gesellt sich zu den Palmen eine Menge von Scittamineen, als: Heliconia, Amomum, Musa, dann die mächtigen und dichten Bambusgebüsche (Bambusa arundinacea) mit ihren schattigen Bogengängen, worin sich des Nachts Schaaren schwarzer Vögel (Crotophaga major) verbergen; endlich mancherlei Arten von Riesengräsern, die ein Schmuck dieser Gegenden sind. Welch' reicher Stoff für

Maler und Gartenkünstler, den Charakter dieser Pflanzengruppen zu studiren, und Nachahmungen in unsern Gärten zu versuchen. Die grünen Rasenteppiche, die aber nur in der nassen Jahreszeit schön genannt werden können, bestehen aus verschiedenen Grasarten, wozu mehrere Paspalum- und Cloris-Arten gehören. Dann finden sich daselbst: **Parthenium histris, Hedysarum reptans, Poerhavia erecta, Poa ciliata**; letztere Pflanze vertritt ganz die Stelle der **Poa distans** in unsern Ländern. **Tribulus maximus** ziert die Rasenflächen durch seine häufigen goldfarbigen Blumen. An Wegen trifft man häufig statt unsers Löffelkrautes und unserer wilden Gerste u. dgl. folgende Pflanzen an. **Vinia rosea, Datura Metel, Cassia occidentalis et ligustrina, Hedyotis verticillata, Megastachya ciliata, Eupatorium purpurascens, Mimosa pudica** u. s. w.

In den Savannen trifft man **Lacharum contractum, Sorchum halapensse, Agrestis tenacissima, Denela americana, Kylingia pumila, Scirpus ferrugineus, Eleusine indica, Scleria mitis, Cenchrus parviflorus** u. dgl. **Datura stramonium** ist die einzige dort häufig vorkommende Pflanze, die auch bei uns wild vorkommt. Ich habe sie jedoch nur in der Nähe der Capstadt angetroffen, es ist daher möglich, daß sie durch zufällig ausgestreuten Samen dahin verpflanzt worden wäre.

Die kleinen Gebüsche bestehen aus: **Petittia domingensis, Psydium pyriferum, Tabernae montana citrifolia, Geoffraea inermis, Coffea occidentalis, Psychotria glabrata, Plumeria alba, Inga alba, Poinciana pulcherrima, Acacia cornigera, Malphigia urens**, durch welche sich verschiedenartige Passifloren, Aristologien, Cucurbiaceen und andere Schlingpflanzen, so wie manche mir gänzlich unbekannt gebliebene Bäumchen, Sträuche und Pflanzen hinziehen.

Die sumpfigen Gegenden sind mit vielen Cyperaceen,

Sagittarien, worunter auch die schöne Sagittaria lancifolia, mit Maranthen, Heliconien, und einer Menge üppiger Riesengräser bedeckt. An sie schließen sich dann die Sumpfwaldungen der Rhizophora Mangle, Avicennia tomentosa und Conocarpus-Arten an. Diese Gebüsche kann man aber nur in einem Boote besuchen, ja an manchen Orten sind sie ganz unzugänglich.

Ich hatte oft schon über diese Sumpfwaldungen nachgelesen, konnte mir aber nie eine deutliche Vorstellung von der Eigenthümlichkeit derselben machen. Am nächsten kommt denselben in unsern Ländern ein Wald, der eben von einem angeschwollenen Flusse überschwemmt wird, wie es im Frühjahr an den Donauufern bisweilen der Fall ist, — nur mit dem Unterschiede, daß die Stämme nicht innerhalb der Wasserfläche, sondern über derselben auf 8 bis 10 armstarken Wurzeln ruhen. Dann reichen von den obern Aesten des Baumes ebenfalls armstarke, keilförmig zugespitzte Wurzeln ins Wasser oder in den Schlamm herab, und bilden in ihrer Umgebung sogleich neue Bäumchen, so daß ein einziger Baum im Stande ist, sich in einen ganzen Wald umzuwandeln. Uebrigens ist zu bemerken, daß Bäume dieser Art nur in solchen Sümpfen gedeihen, die hie und da von der See überschwemmt werden und daher ein salziges Wasser enthalten*). Noch interessanter wird der Anblick, wenn dieser Baum eben mit seinen keilförmig gestalteten Wurzelfrüchten behangen ist, welche nach ihrer Reife abfallen und ebenfalls zu neuen Bäumchen empor steigen.

Die Urwaldungen, welche theilweise die Gebirge bedecken,

*) Ich habe es versucht solch abgefallene, einen Schuh lange Wurzeln in Hayti einzupflanzen, und hatte das lohnende Vergnügen, sie nicht nur glücklich nach Europa zurückzubringen, sondern sie auch in einer Auflösung von Salzwasser gedeihen zu sehen.

sind von unbeschreiblicher Schönheit und gewähren einen majestätischen Anblick. Es sey mir erlaubt, hier einzuschalten, was ich in einem Aufsatze im Archiv für Geographie ꝛc. (Wien **1823**) über diesen Gegenstand gesagt habe.

„Schattirungen vom Lichtesten bis zum Dunkelsten, die vielartigsten Gattungen von Blättern der Baum- und Staudenarten, die Abwechselung der mit den herrlichsten Farben prangenden Pflanzen, kurz Alles, was hier das Auge auf sich zieht, ist für den Europäer entzückend. Nur hier findet der müde Wanderer die angenehmste Kühle, wenn er, von der Tageshitze bis zur Erschöpfung matt geworden, nach Erfrischung lechzt. Undurchdringlich ist hier den mächtigen Sonnenstrahlen die dichte Blätterdecke der mannigfaltigen Feigenarten, der Panax (Panax Chrysophyllus), des Mahagonibaumes (Swietenia Mahagoni), der vielgestalteten Fiederungen der Palmengattungen und des großen Blattes vom Kanonenbaume (Cecropia peltata), dessen auf der Unterfläche weiße Blätter, wenn sie vom Winde bewegt werden, dem ganzen Walde bald ein silberweißes, bald ein mit dem schönsten Grün abwechselndes Aussehen geben. Die feierliche Stille in diesen gigantischen Waldungen wird oft durch das sonderbare Geschrei eines Waldvogels, oder das Knarren der durch den Wind bewegten, sich aneinander reibenden Stämme ungewöhnlich hoher Bäume, oder durch das Geräusch großer, steifer Palmblätter unterbrochen. Oft greift man, durch ein auffallendes Getöne aufgeschreckt, nach dem Säbel oder den Pistolen, den Angriff eines lauschenden Negers fürchtend, oder man wähnt sich in Gefahr, von einem Wildschweine angefallen zu werden. Wirklich stieß ich öfters auf einzelne im Wald umherstreifende Neger, welche Honig sammelten, oder den Wildschweinen auflauerten.

Der Naturforscher findet sich in diesen Hainen ganz in seiner Sphäre; bald hascht er einen goldschimmernden

Schmetterling, bald schießt er einen bunten Vogel, hier nimmt er einen Käfer auf. Einen eigenthümlichen Reiz gewähren in diesen Waldungen die fünfzig Fuß hohen, bald senkrechten bald wagerechten Wände der Lianen (Schlingpflanzen), welche, als wären sie von Menschenhänden gezogen, bisweilen ganze Lauben bilden, und die riesenhaften Feigenarten, von welchen Wurzeln von hohen Gipfeln herab in die Erde sproßen, an denen sich abermals eine Menge Pflanzen emporwindet. Hat man sich einige hundert Schritte durch alle diese Hindernisse, worunter auch die zahlreichen, morschen und verfaulten, zusammengestürzten Bäume zu rechnen sind, durchgearbeitet, so zeigt sich dem Auge ein hoher Steinhaufen oder ein tiefer Abgrund. Man tritt bisweilen plötzlich wie aus einer kühlen Grotte oder einem Walde in die heiße Gluth des Tageslichtes hervor, und genießt nun eine freie und reiche Aussicht. Diese Abgründe sind gewöhnlich der Aufenthalt der Schlangen und anderer Amphibien. Größtentheils ist ihr Lager mit den schönsten Farrenkräutern ausgeschmückt. Unter dieser Schattendecke, da, wo kleine Wasser rauschen, trifft man auch die herrlichen Cyateen und die übrigen baumartigen Farrenkräuter, die wie ein Palmenwäldchen aussehen. Die Feinheit und Zartheit ihres mannigfaltigen Gefieders, das am Ende des Stammes eine Krone bildet, macht sie auch in der That würdig, den Platz neben der Palme unter den Vegetabilien einzunehmen, und von den Eingebornen werden sie allgemein durch den Namen Crocro marron, wilde Palme, ausgezeichnet. Nirgends habe ich diese herrlichen Pflanzen in größerer Anzahl getroffen als in den Gebirgsschluchten bei Sans-Souci, wo sie fast in ein ewiges Dunkel gehüllt sind. Ihr Stamm hat 1 Fuß im Durchmesser, und 12 bis 14 Fuß in der Höhe. Die Peripherie ist bedeutend, da ein einziger Zweig immer 8 bis 10 Fuß Länge hat. Von besonderer Schönheit

sind die **Cyathea commutata et arborea**, ohne der herrlichen Davallien, Polypodien und Mertensien zu gedenken. Oft kommt man in ein Gewirre rankender und Alles umschlingender Passifloren. Ihre Blüthen aber gehen meistentheils für das Herbarium verloren, denn hoch auf den Bäumen, auf sie sich geschlungen, kommen sie erst zur Blüthe. Orchideen, besonders Epidendrum-Arten, Tillandsien und Ananas hängen allenthalben, und manchmal sehr hoch, schmarotzerisch auf den Bäumen herum; sie leben einzig und allein von der Rinde der Baumäste, die sie mit ihren trockenen Wurzeln umklammern. Die Vögel tragen die Früchte der Ananas auf hohe Bäume, um sie dort zu verzehren; da der liegen bleibende Saame gern in die morschen Bäume einwurzelt, so kommt es, daß Ananas auch auf den Bäumen wachsen. Ich habe die Ananas in den Gebirgen wild und immer gruppenweise angetroffen, oftmals in Gesellschaft von Agave americana an lichten Plätzen im Walde, oftmals aber auch auf Felsen in schattigen Waldungen; zur Zeit der Reife ihrer Früchte umschwärmt sie eine Schaar von Insekten, größtentheils Wespen und Fliegen, die hier eine vollkommene Nahrung finden. Diejenigen Ananas, die ich in den Gebirgen gefunden habe, und von denen hier die Rede ist, sind stachellos; dagegen die, welche man mit dem Namen wilder Ananas bezeichnet, die keine eßbaren Früchte tragen, und blos ihrer Bewaffnung wegen zu Einzäunungen der Gärten angepflanzt werden, mit häufigen Stacheln besetzt sind. Die Früchte der Ananas, welche man täglich zu jeder Jahreszeit auf dem Markte verkauft, sind in Gärten gepflanzt und gezogen worden, wo sie weit größer und geschmackvoller als in der Wildniß werden. Ich zweifle auch sehr, daß die Ananas auf dieser Insel ursprünglich zu Hause ist, sondern sie scheint mehr durch die Milde des Klimas verwildert zu seyn."

Nach dieser kleinen Abschweifung wieder in die Waldungen zurückkehrend, sehe ich mich von einer Anzahl von Vegetabilien aller Art, von Bäumen und Gesträuchen umgeben.

Dieß ist ungefähr das Gemälde der mittleren Regionen; erreicht man aber die Alpen-Regionen, so nimmt die gesammte Natur einen andern Charakter an. Hier haben die hohen Waldbäume aufgehört; man sieht sich nun plötzlich von einer Alpenflora umgeben und erblickt die herrlichen Waldungen, aus denen hie und da die mächtigsten Palmen hervorragen, zu seinen Füßen. Schluchten und andere schattige Plätze sind hier mit einer felsigen Pflanzendecke besetzt, bestehend aus verschiedenen Moosen und Farrenkräutern, die durch die feuchten Dünste und Nebel, welche des Nachts die Gipfel der Gebirge umhüllen, hinlängliche Nahrung erhalten. Dieses dichte Gewebe von Vegetabilien, besteht größtentheils aus Lycopodium selago und cernuum. Man glaubt einen Wald in Miniatur zu sehen, wie etwa im Krummholzgebirge auf dem österreichischen Schneeberg. Mertensien, Aspidien, Pitcarnien und tausenderlei andere Pflanzen winden sich hin und her, und bedecken den fruchtbaren Boden.

In den sandigen Gegenden, die in der trockenen Jahreszeit durch die senkrechten Strahlen der Tropensonne beinahe zur Glühhitze gebracht werden und den Negern die Fußsohlen sengen, müßte die organische Natur nothwendig verschmachten, hätte nicht die weise Vorsehung auch hier gesorgt, und jedem Strich Landes seine eigene Vegetation angewiesen. Hier nehmen die Stachelgewächse ((Succulentae) ihren Platz ein. Diese größtenheils unförmlich gestalteten Gewächse sind fleischig und saftreich, und haben die sonderbare Eigenschaft, in der nassen Jahreszeit, so viele Feuchtigkeit einzunehmen, daß sie in den trockenen Monaten nicht nur den glühenden

Strahlen vollkommen widerstehen können, sondern sie dienen auch noch vierfüßigen Thieren zur Nahrung, die vom Durste gepeinigt, mit ihrem Hufe den fleischigen Körper der Gewächse verwunden, und den aus der Wunde häufig herausquellenden Saft trinken; wie z. B. **Cactus Melocactus**, der zwei Fuß im Umfang hat, und gegen zwei Maaß Saft enthalten kann.

Denselben Nutzen gewähren einige Tillandsien-Arten, deren Blätter so tüttenförmig in die Höhe stehen, daß sich das Wasser mehrere Wochen darin hält.

In diesem Sandmeere staunt man ganze Waldungen von Cactus an, deren Stämme ohne Uebertreibung einen bis anderthalb Fuß im Durchmesser haben, und bei 20 Fuß hoch seyn können. Ernst und groß ist der Eindruck, den solch ein Anblick gewährt. Welche Mühe, und welchen Kostenaufwand erfordert es nicht, um in Europa nur einige Zwerggestalten dieser Pflanzenkinder, der Seltenheit wegen, zu cultiviren. Ich durchsägte einige dieser Stämme, um damit meine Holzsammlung zu bereichern, allein ich hatte nichts als eine hohle Rinde, die bald in einen faulen und faserigen Stoff überging. Hiezu gehören die Arten, **Cactus brasiliensis**, **spinosissimus**, **Tuna** und mehrere andere, die mir unbekannt geblieben sind. Sie sind theils mit rothen, theils mit gelben saftigen und süßlich schmeckenden Früchten belastet, die häufig herabfallen und von den Vögeln und Insekten aufgesucht werden. Die Neger nennen diese Früchte **Pommes d'orge**, und lassen sie unbenützt. In solchen Gegenden trifft man fast nichts von grün belaubten Pflanzen und glaubt sich daher in eine afrikanische Landschaft versetzt. Statt der grünen Pflanzenteppiche bedecken die Hügel einige Aloen- und niedrige Cactusarten, als **foliosus**, **grandiflorus**, **triangularis**, **opuntia**. Nur hie und da wird diese groteske Vegetation durch einige stachlichte Akazien, **Acacia cornigera**

und farnesiana, die auch hier vorkommt, unterbrochen. Selten und nur in der Nähe von Wohnungen erheben sich einige Tannenpalmen und andere Fruchtbäume.

Noch interessanter wird der Anblick solch einer Landschaft, wenn man von der See aus dahin kommt. Eine Menge scheinbarer Baumstangen ragen über aschgraue, sonderbar geformte Gebüsche empor, deren Zweck man sich Anfangs nicht erklären kann, bis man in ihnen die hohen aufrechtstehenden **Cactus heptagonus** erkennt, die jedoch kaum einen Stamm von etlichen Zollen im Durchmesser bilden, armförmig in die Höhe wachsen, alsdann vermöge der schwachen Wurzel vom Wind in die Arme der übrigen geworfen werden, und sofort einen vegetabilischen Wirrwar bilden, bis sie endlich zusammenfaulen.

Noch einen verschiedenartigen Anblick gewährt die Vegetation der Kalkgebirge. Hier trifft man lange Reihen von Baumaloeen, deren Blumensäfte hoch emporsteigen, und an der äußersten Spitze mit einer Menge feuerfarbiger Blumen gekrönt sind, welche ich häufig von Colibris umflattert sah. Mit ihnen wechseln niedere und halbhohe Cactusarten. Sonderbar ist es, daß ich keine von den übrigen verwandten Gattungen von Fettpflanzen, als Euphorbien, Cacalia crassula, Semper vivum, u. dgl. getroffen habe; ein Beweis, daß diese letztgenannten Pflanzengattungen nur in Afrika vorkommen. Eine einzige Species von **Mesembryanthenum**, sich die etliche Fuß ausgebreitet hatte, und ungefähr dem **Mesembryanthenum** viridiflorum gleich kam, erinnere ich mich unweit der Capstadt im Sande gefunden zu haben.

Am Fuße eines nackten Kalkgebirges, welches mit einer Fettpflanzenvegetation bedeckt ist, wovon der Mont blanc bei Gonayves ein treffendes Beispiel gibt, nimmt die grünende Vegetation allmählig ab. Gebüsche von **Acacia cor-**

nigera untermischt mit Chamerops humilis und einer kleinen an der Basis mit Fäden übersponnenen Palme, einer Art Latavia, wechseln schon mit baumartigen Cactus. Erklimmt man Kalkfelsen, so sieht man um sich her lauter niedere Gewächse, und man hat einen freien Blick über das sonderbarste Pflanzengewirr.

XIX.

Ueber das Herbariensammeln. — Haytis Flora.

Groß sind die Beschwerden für den Herbariensammler, da die meisten Bäume eine außerordentliche Höhe haben, und erst am Wipfel eine dichte Blätterdecke bilden, so daß man von vielen Bäumen gar kein blühendes Exemplar bekommen kann. Andere Pflanzen fügen sich ihrer großen und ungestalteten Blätter halber nicht in unsere Bogen, oder zerfallen in Stücke, nachdem sie einige Tage eingelegt worden sind, welches besonders bei vielen Leguminosen mit gefiederten Blättern der Fall ist. Kleine zarte Blumen kann man an sonnigen Stellen kaum geschwind genug einlegen, um sie gegen die Sonne zu schützen. An das Bestimmen ist auf Excursionen nicht zu denken.

Die Vegetation steht nicht wie in unsern Ländern nur während gewisser Monate in lebensfrischer blüthenreicher Entwickelung, sondern das ganze Jahr hindurch blühen Pflanzen und Bäume, so daß man in keinem Monat von einer allgemeinen Flora sprechen kann. Eine Pflanze oder ein Baum blüht, während der andere Früchte trägt; hundert andere trifft man aber gar nicht in der Blüthe. Hat man daher nicht öfter Gelegenheit, einen und denselben Ort zu besuchen, so gehen für das Herbarium eine Menge Pflanzen verloren. So ist es mir gegangen, und so wird es auch manchen Andern gehen. Daher können noch viele Jahre fort Botaniker nach

jenen Ländern reisen, und man wird immer wieder neue Pflanzen entdecken, und hiebei brauchen wir nicht einmal die Hypothese in Betracht zu ziehen, daß die Pflanzen durch gegenseitige Befruchtungen, mittelst des Windes und der Insekten, sich, wenn auch nicht gerade an Gattungen, doch wohl an Arten vermehren. Welchen ungeheuern Reichthum noch unentdeckter Pflanzen müssen nicht die Urwaldungen im Innern beider Kontinente noch verbergen.

Uebrigens kommt zu den Beschwerlichkeiten des Pflanzensammlers auch die Unthätigkeit und Ungefälligkeit der Neger, die so wenige Bedürfnisse fühlen, daß sie, um ihrer Bequemlichkeit zu pflegen, oft die glänzendsten Anerbietungen ausschlagen. Daher kommt es auch, daß sich z. B. mein Herbarium von Palmen, deren ich etwa zehn verschiedene Species sah, kaum einiger Species erfreuen durfte.

Hierzunächst folgt nun aus meinem Herbarium ein Beitrag zur Flora von Hayti, der, wie ich recht gut weiß, wohl sehr unvollständig ist. Da mir aber keine Flora über diese Insel bekannt ist, so dürfte für einen kurzen Ueberblick meine Arbeit nicht ganze ohne Interesse seyn.

Es finden sich unter den hier aufgezählten Pflanzen viele nicht einheimische; um diese eigentlich nicht zur Flora von Hayti gehörenden Pflanzen mit jenen nicht zu verwechseln, habe ich sie mit einem ♁ bezeichnet. Bäume, Sträucher, Stauden und perennirende Pflanzen führen übrigens die in allen Büchern angenommenen Zeichen.

PHANEROGAMIA.

Classis I.

MONANDRIA.

Monogynia.

Canna coccinea. Mill. dict. Ait. ♃
Maranta Aromna. Aubl.
Salicornia indica Willd. in Nov. act. soc. Berol. 2. t. 4 f. 2. ♃
Amomum. sp.

Classis II.

DIANDRIA.

Monogynia.

Dialium guinense. Willd. Roemr. Arch. I. p. 31. t. 6. ♄
Justicia spinosa. Jacq. Amer. 2. tab. 2. fig. I. ♄
 „ sessilis Jacq. Amer. 2. tab. 2. fig. 2. ♄
Gratiola Monneria. Jacq. Obs. I. p. 4. t. 1. ⊙

Trigynia.

Piper peltatum. L. Plum. amer. 56. t. 74. ♃
 „ reticulatum. Plum. amer. 56. t. 75. ♃
 „ Amalago. Willd. dict. n. 3. ♃

Zeichen = Erklärung.
♄ Bäume und Sträuche.
♃ Stauden.
⊙ einjährige.
♂ Nicht einheimisch.

Classis III.

T R I A N D R I A.

Monogynia.

Hippocratea scandens. Jacq. amer. t. 12. ♄
Boerhavia erecta. Jacq. hort. t. 5. ⊙
Comocladia integrifolia. Willd. sp. pl. p. 187 ♄
Scirpus domingensis.
„ ferrugineus.
Mariscus aphyllus. Willd. sp. pl. 1. p. 259.
Kyllingia pumila. Mich.
„ filiformis. Swartz prod. 20. Ej. flor. 21.
Fimbristylis spadicea. Röm. Schult.
Cyperus fascicularis. Mich. 1. c. p. 37.
„ distans. Jacq. ic. rar. 2 t. 299. ♃
„ hexastachys. Rottb. 28. t. 14. f. 2.
„ vegetus. Willd.
„ Ornithopus. Pers.
Setania gracilis. Humb. et Bonpl.
Panicum maximum. Jacq. ic. rar. I. t. 13.
„ nemorosum. Swartz. prod. 22.
„ laeve Lam. ill. gen. I. p. 173.

Digynia.

Digitaria horizontalis. Willd.
Paspalum notatum. Flügge.
„ strictum. Pers.
„ conjugatum Swartz. prod. 21.
„ paniculatum Sloan. jam. 34.
„ virgatum Jacq. Collect. I. q. 112.
Chloris barbata Swartz.
Rhabdochloa cruciata Beauv.
„ domingensis Beauv.

Dactyloténium aegyptiacum. Lam. ill. t. 48 f. 2.
Eleusine indica. Michaux Flor. 1. p. 64.
Sorghum halepense. Schreb. gram. p. 129. t. 18. ⊙. ♂
" nitidum. Vahl. Symb. p. 112.
Cenchrus echinatus Schreb. gram. 9. t. 23. f. 1.
" parviflorus Poit.
Pernicillaria cylindrica. Swartz.
Saccharum officinarum. Rhumb. amb. 3. p. 186. ♃
" " varietas, culmis variegatis ♃
" contractum. Poit. ♃
Andropogon bicornis Sloan I. hist. p. 42. f. 12.
Festuca Flabellata. Lam.
Agrostis (Sporolobus) tenacissima. Lim. fil.
Axonopus Poiretii. Röm. et Schult.
Megastachya ciliaris. Beauv.
Dinaebra americana. Beauv.
" secunda. Beauv.
Poa domingensis Poiteau.

Classis IV.

TETRANDRIA.

Monogynia.

Hedyotis verticillata. Linn.
Wallenia laurifolia (Petesiodes laurifolium. Jacq. stirp. amer.) Swartz. Flor. 1. p. 248—249. t. 6. ♄
Petitia domingensis. Jacq. amer. 14. t. 182. ♄
Aquartia aculeata. Jacq. amer. 15. t. 12. ♄
Scoparia dulcis. Willd. sp. pl. I. p. 652. ⊙
Fagara tragodes. Jacq. amer. 21. t. 14. ♄
Cissus sicyoides. Swartz. Obs. 48. ♃
Cuscuta americana. Linn.

Classis V.

PENTANDRIA.

Monogynia.

Tournefortia volubilis. Lam. ill. t. 93. f. 2. ♄
Plumieria rubra. Lin· Willd. p. 1242. ♄
„ alba. Lin. Jacq. amer. t. 174. f. 2. ♄
Rauwolfia nitida. Jacq. amer. dict. Nro. 2. ♄
Tabernaemontana citrifolia. Jacq. amer. 38. t. 175. f. 13. ♄
„ laurifolia. Jacq. amer. p. 39. ♄
Varronia humilis. Brown. Jam. 1. p. 172. t. 13. f. 2. ♃
„ bullata. Pl. amer. pict. Tab. 43. ♃
Cinehona caribaea. Pluckm. alm. 288. tab. 103. f. 3. ♄
Echites biflora. Lin. Syrt. 209. ♃
Cordia.
Büttnera cordata. Flor. Peruv. 3. p. 9. ♄
Plumbago auriculata. Lam. enc. 2. p. 267. ♃
Duhamelia patens. Jacq. amer. pict. p. 39. t. 72. ♄
„ erecta. Jacq.
Conocarpus erecta. Jacq. amer. 18. t. 52. fol. 1. ♄
„ racemosa. Sloan. jam. 156. ♄
Ipomaea tuberosa Lin. Syst. 171. ♃
„ carnea. Jacq. amer. 26. t. 18. ♃
„ villosa. Fl. Peruv. 2. p. 12. t. 121. f 1. ♃
„ coccinea. Jacq. amer. pict. t. 68. ♄
Coffea occidentalis. Jacq. amer. pict. t. 68. ♄
„ arabica. Inos. act. 1713. p. 388. t. 7. ♄. ♁
Chrysophyllum Cainito. Pl. amer. pict. tab. 31. ♄
Achras mammosa, Jacq. amer. t. 182. f. 19. ♄
Bursera gummifera. Swartz obs. bot. p. 130. ♄
Psychotria glabrata. Swartz. Fl. ind. ecc. 1. p. 390. ♄
„ domingensis. Jacq. amer.

Datura Metel. Rhumph. s. t. 87. ☉
„ Stramonium Blackn. t. 313. ☉
Solanum Melongena (pomiferum) Willd. sp. pl. p. 1036. ☉. ♂
„ verbascifolium. Jacq. hort. t. 13. ♄
Nicotiana Tabacum. L.
Vinca rosea. Lin. Mill. Dict. t. 186. ♃
Anychia Herniariae. Michaux flor. 1. p. 113. ☉
Asclepias nivea Plum. Sp. 2. ic. 30. ♃
„ curassavica. Sloan. hist. 2. t. 129. ♃
Convolvulus brasiliensis. L. (Batatte marron). ♃
„ Batatas. L. Michaux flor. 1. p. 138. ♃
Ehretia Bourreria. Pl. amer. pict. tab. 58. ♄
Jacquinia linearis. Pl. amer. pict. tab. 58. ♄
Sideroxylon foetidissimum. Lin. Syst. 194. ♄
Chimarrhis cymosa. Jacq. amer. p. 61. ♄
Morinda muscosa. Pl. amer. pict. tab. 66. ♄
„ Royoc. Pl. Spec. 2. t. 26. ♄
Chiococca racemosa. Lin. Syst. 179. Pl. amer pict. tab. 72. ♃
Rhamnus iguaneus. Comm. Hort. 1. p. 141. t. 73. ♄
„ colubrinus. Pl. amer. pict. tab. 74. ♄
Achyranthes altissima. Sloan. Hist. jam. 2. p. 142. ♃
Gouania domingensis. Lin. G. Glabrata. Jacq. amer. pict. p. 128. t. 264. f. 96. ♃
Mirabilis Jalappa. Willd. Batsch. Anal. plant. 2. p. 34. ♃

Digynia.

CYnanchum racemosum. Pl. amer. pict. tab. 80. ♃
„ parviflorum. Swartz. Fl. ind. occid. 1. p. 537. ♃
Panax chrysophyllus Vahl. ♄
Atriplex Halimus Lin.

Aralia arborea. Lin. Willd. 2. p. 1518. ♄
„ capitata. Jacq. amer. 89. t. 61. ♄

Trigynia.

Turnera pumila. Lin. Sloan. l. c. t. 127. f. 6. ⊙
„ cistoides. Sloan. Hist. 1. t. 127. ⊙

Classis VI.

HEXANDRIA.

Monogynia.

Bromelia Ananas. L. Willd. Sp. pl. II. p. 7. ♃
„ Pinguin. Jacq. amer. ed. pict. t. 91.
„ Acanga. Pis. bras. t. 91. ♃
Tillandsia lingulata. Jacq. amer. t. 62. ♃
„ usnecides. Lin. Willd. l. c. p. 15. ♃
„ tenuifolia. Swartz. Fl. ind. occ. 1. p. 592. ♃
Loranthus uniflorus. Jacq. amer. 98. t. 69. ♃
Pancratium caribaeum. Lin. Hort. cliff. 133. ♃
Lagetta lintearia. Lam. enc. 3. p. 376. Daphne Lagetto. Swartz. (Bois dentelle). ♄
Agave americana.
Aloë bonariensis.

Classis VII.

HEPTANDRIA.

Monogynia.

Pisonia aculeata. Willd. Sp. p. 283. ♄

Classis VIII.

O C T A N D R I A.

Monogynia.

Dodonaea viscosa. Willd. Sp. pl. 343. ♄
Lawsonia inermis. L. Lam. enc. 2. p. 106. ♄. ♁
Rhexia longifolia. Vahl. ♃
Trigonis tomentosa. Jacq. amer.
Combretum laxum. Willd. Sp. pl. 319. ♃
Ximenia americana. L. Jacq. amer. 106. tab. 277. f. 31. ♄

Trigynia.

Paullinia triternata. Jacq. Pl. amer. pict. tab. 260. f. 29.
Coccoloba uvifera. L. Willd. Sp. pl. II. p. 457.
„ leoganensis. Jacq. amer. 113. t. 178. f. 33. ♄
„ diversifolia. Jacq. amer. 114. t. 76. ♄
„ excoriata. Plum. ic. 146. t 1. ♄

Classis X.

D E C A N D R I A.

Monogynia.

Melastoma racemosum. Enc. l. c. Aubl. t. 156. ♃
Melia sempervirens. Swartz. amer. Ed. pict. t. 129. ♃
Parkinsonia aculeata. Jacq. amer. Ed. pict. t. 129. ♄
Moringa zeylanica. Willd. Sp. pl. II. p. 536.
„ oleifera. Lamark. ♄
Poinciana pulcherrima. Jacq. amer. 122. pict. t. 120.
Caesalpinia crista. Swartz. b. c. Plum. t. 68. ♄
Swietenia Mahagony. Willd. Sp. pl. II. p. 557. ♄
Trichilia spondivides. Jacq. Schoemb. I. p. 54. t. 122. ♄

Samyda serrulata. L. Jacq. Collect. 2. p. 328. t. 17. f. 1. ♄

Cathartocarpus Fistula. Pers.

„ Bactyrilobium Fistula. Willd.

„ Cassia Fistula. L.

„ grandis. Lin. suppl. p. 230.

„ Cassia brassiliana. Lam.

Casearia spinosa. Willd. Sp. II. p. 626.

„ C. aculeata. Jacq.

„ Samyda spinosa. Lin. ♄

Cassia glandulosa. Lin.

„ alata. Jacq. Obs. 2. p. 24. t. 45. f. 2. ♄

„ spectabilis. De Candoll. ♄

„ occidentalis (foetida) Lin. Sloan. jam. 2. t. 176. ♃

„ ligustrina. L. Dill. elth. 560. t. 259. f. 338. ♃

Guilandina Banduc. Lam. enc. I. p. 434. etill. t. 336. ♄

Haematoxylon campechianum L. Lam. ill. t. 340. ♄

Tribulus maximus. L. Jacq. amer. ic. rar. 3. t. 462. ♃

Trigynia.

Malpighia urens. L. Mill. dict. i. c. t. 181. f. 1. ♄

„ dubia. Cavan. l. c. p. 413. t. 243. ♄

Triopteris ovata. Willd. Cav. l. c. p. 43. f. 259. ♄

Classis XI.

DODECANDRIA.

Monogynia.

Rhizophora Mangle. L. Jacq. amer. 141. t. 89. Ed. pict. pr. 63. ♄

Bocconia frutescens. Willd. Sp. pl. 2. p. 840. ♄

Triumfetta semitriloba, L. Jacq. amer. 174. Ed. pict. t. 133. ♃

„ rhombifolia. Jacq. amer. 147. t. 90. ♃

Portulaca pilosa. Lin. Gaest. de. fr. 2. p. 212, f. 128. ☉

„ paniculata. Lin. Syst. 371. Plant. amer. pict. tab. 136. ♃

Trigynia.

Euphorbia hypericifolia. Lin.

„ tithymaloides. Lin. E. myrtifolia. Lam. ill. 416. ♃

Classis XII.

ICOSANDRIA.

Monogynia.

Cactus glomeratus. Lam. enc. I. p. 537. ♃

„ brasiliensis. hortul. Opuntia. Brasil. Willd.

„ grandiflorus. L. Plant. grass. ic. Trew. chr. t. 31. 32.

„ pendulus. Swartz. Fl. Ind. occ. 2. p. 576.

„ Opuntia. L. Knorr. Mill. ic. 191.

„ coccinellifer. L. Knorr. Plant. grass. ♄

„ spinosissimus. Act. Kew. 2. p. 155. ♄

„ heptagonus. Lin.

„ Melocactus. Willd. Sp. II. p. 938. f. coronatus. Lam.

Digynia.

Chrysobalanus Icaco. Jacq. amer. 154. t. 94. Ed. pict. t. 141.

Classis XIII.

POLYANDRIA.

Monogynia.

Marcgraavia umbellata. Jacq. amer. Ed. pict. t. 143. ♃
Mammea americana. Jacq. amer. p. 268. ♄
Capparis etandra. Jacq. Pl. am. pict. t. 149. ♄
" comosa. Jacq. am. ♄
" frondosa. L. Pl. amer. pict. t. 153. ♄
" ferruginea. L. Jacq. amer. pict. ed pict. ♄
Muntingia Calabura. Jacq. amer. pict. p. 81. t. 158. ♄
Argemone mexicana. L. Meriam. Surin. 24. t. 24. ⊙
Bixa Orellana. L. Sloan. hist. 2. p. 52. t. 181. f. 1. ♄
Clusia rosea. L. Jacq. amer. ed. pict. p. 131. ♄
Citrus decumana. L. Rumph. 2. t. 24. f. 2. Pumpelmus. ♁
" medica (acida) Willd. Sp. III. p. 1426. ♄ ♁
" Aurantium (dulcis) Lam. ill. t. 639. f. 2. ♄. ♁

Classis XIV.

DIDYNAMIA.

Gymnospermia.

Zapania nodiflora Willd. l. c. p. 117.
" Lippia nodiflora. Mich. Verbena.
" nodiflora. ♃
Ocymum americanum L. ⊙
Lantana aculeata. Ait. Ken. 2. p. 352. ♄

Angiospermia.

Martynia diandra. Jacq. Schweb. 3. p. 21. t. 289. ⊙
Duranta Ellisia. L. Jacq. hort. 3. t. 99. ♄
Bignonia longissima. Jacq. amer. 182. t. 176. f. 78. ♄

Bignonia unguis. Willd. Plum. amer. 80. t. 94. ♄
„ staminea. Willd. Lam. enc. 1. p. 121. ♄
Avicennia tomentosa. Willd. p. 393. Jacq. am. f. 117. f. 2. ♄
Capraria biflora. Pl. amer. pict. 174. ♃
Verbena lappulacea. Jacq. amer. 1. p. 37. t. 24. Priva-lappulacea. (Pers.)

Classis XV.

TETRADYNAMIA.

Siliculosa.

Lepidium Iberis Roth. l. c. Label. icon. 223. ⊙
„ virginicum. L. Sloan. hist. 1. p. 195 t. 123. f. 3. ⊙
Cleome procumbens. L. Jacq. amer. 189. t. 120. ⊙
„ polygama. L. Willd. Sp. III. p. 565. ⊙

Classis XVI.

MONADELPHIA.

Triandria.

Tamarindus indica. Willd. Sp. pl. III. p. 577. ♄
Lobelia longiflora. L. Jacq. hort. t. 27. ♄

Pentandria.

Melochia pyramidata. L. Willd. Sp. II. p. 600. ♃
Passiflora quadrangularis. Jacq. amer. 231. t. 143. ♃
„ maliformis. Jacq. Schoenb. 2. p. 27. t. 180. ♃
„ lancifolia. Jacq. Hort. 2. t. 162. ♃
„ minima Jacq. hort. t. 20 ♃
„ foetida. L. Cav. diss. 10. p. 458. t. 289. ⊙
„ Murucuja. L. Willd. Sp. III. p. 612. ♃

Octandria.

Pistia stratiotes. L. Jacq. amer. 234. f. 148. Ed. pict. t. 225.

Dodecandria.

Guazuma ulmifolia (Bubroma) Willd. Sp. pl. III. p. 1423. ♄. ♁ Theobroma Guazuma L.

Polyandria.

Urena reticulata. Willd. Cav. l. c. 6. p. 335. ♃
„ lobata. Willd. Lam. ill. t. 583 f. 1. ♃
Pavonia spinifex. Willd. Cav. 3. p. 133. t. 45. f. 2. ♃
Hibiscus spinifex. L. Jacq. Hortus. t. 103. ♃
Sida indica. L. Cav. 1. p. 33. t. 7. f. 10. ⊙
„ periplocaefolia. Willd. Cav. 1. p. 26. t. 5. f. 2. ⊙
„ hernandioides. Willd. Herit. stirp. 1. p. 121. f. 58. ♃
„ triquetra. Jacq. hort. t. 118. Cav. 1. p. 26. t. 5. f. 1. ⊙
Malva caroliniana. Willd. Cav. 2. p. 58. t. 15. f. 1. ⊙
Malachra capitata. Willd. Cav. diss. 2. p. 97. t. 33. f. 1. ⊙
Adansonia digitata. Sam. ill. t. 588. Boabab. ♄. ♁
Bombax pentandrum. Jacq. amer. Ed. pict. I. t. 176. ♄
Hibiscus Manihot. Willd. Cav. 3. p. 172. t. 63. f. 2. ♃
„ Sabdariffa Willd. p. 170. ⊙. ♁
„ esculentus. Willd. Cav. 3. p. 163. t. 61. f. 2. ⊙. ♁
Gossypium indicum Willd. Lam. enc. 2. p. 134. ♃
„ religiosum Swartz. Cav. 6. p. 313. t. 164. f. 1. ♄
„ arboreum. Willd. Cav. 6. p. 311. t. 193 ♄

Mimosa pudica. L. Comm. hort. 1. p. 57. t. 29. ♃
„ Lebbek. Pluck. alm. 331. f. 1. ♄
„ cornigera Pluck. alm. 3. t. 122. f. 1. ♄
„ Farnesiana. L. Duh. Orb. ed. N. t. 28. ♄
„ nilotica, Lin. Acacia vera Willd. ♄
„ scandens.

Classis XVII.

DIADELPHIA.

Octandria.

Polygala ovata. P. domingensis Jacq. Stirp. am. ♄

Decandria.

Indigofera hirsuta. Willd. Burm. Zeyl. 137. f. 14. ♃
„ Anil. Willd. ♄. ♂
Amerimnum Brownei. Swartz. Flor. ind. occid. 3. p. 1234. ♄
„ americanum.
Geoffraea inermis Swartz. Flor. ind. occid. 3. p. 1255. ♄
Erythrina Corallodendron. Ait. Kew. 3. p. 8. ♄
Dolichos urens. Jacq. Stirp. amer. Pl. pict. t. 189. ♃
„ articulatus. Willd. Plum. Sp. 8. ic. 222. ♃
„ pruriens. Pl. amer. pict. t. 188. ♃
„ subracemosus. Jacq. amer. 208. ♃
„ ruber. Jacq. amer. Ej. ad. pict. I. 191. ♃
Galega caribaea. L. Willd. Sp. pl. III. p. 1247. ♃
Cytisus Cajan. L. Pluk. alm. 29. 3. t. 213. f. 3. ♄. ♂
Aeschynomene americana. Sloan. hirt. 1. p. 186. t. 188. f. 3. ⊙
Clitoria virginiana. L. Pluck. alm. 175. t. 90. f. 1. ♃
„ rubiginosa. Juss. ♃
„ amoena. Willd. C. brasiliana. Person. ⊙

Inga fagifolia Jacq. amer. p. 264. f. 164. ♃
„ alba. Swartz. flor. ind. occ. 2. p. 976. ♃

Classis XVIII.

SYNGENESIA.

Aequalis.

Kleinia Porophyllum. Pluck. alm. 100. t. 161. f. 1. ☉
„ ruderalis. Jacq amer. 215. ☉
Eupatorium sinuatum. Lam. enc. 2. p. 407. ♃
„ atriplicifolium. Willd. Vahl. Symb. 3. p. 96. ♃

Superflua.

Conyza purpurascens. Swartz. hist. 1. p. 258. t. 189. f. 1. ☉
Erigeron laevigatum. Richard. in Oct. Soc. Paris. p. 105. ♃

Necessaria.

Parthenium Hysterophorus. Willd. Sp. III. p. 2385. Argyrochaeta bipinnatifida. Cav. ic. 4. p. 54 ☉

Segregata.

Elephantopus carolinianus. Willd. Mich. flor. 2. p. 148. ♃

Classis XIX.

GYNANDRIA.

Diandria.

Epidendrum cochleatum. Jacq. amer. ic. rar. 3. t. 600. ♃
„ tetrapetalum. Jacq.

Hexandria.

Aristolochia peltata. Jacq. amer. Ed. pict. t. 222. ♃
„ reniformis. Willd. Sw. Obs. p. 341.
„ caudata. Jacq. amer. 233. t. 145. Ed. pict. t. 221. ♃
„ punctata Pl. sp. 5. ic. 34.

Classis XX.

MONOECIA.

Diandria.

Anguria pedata. L. Jacq. l. c. t. 233. ☉

Triandria.

Scleria mitis. Willd. Swartz. Flor. ind. occ. 1. p. 90. ♃ Heteropogon Allionii.
Olyra paniculata Swartz. Obs. p. 347. Olyra latifolia. L. ♃

Pentandria.

Ambrosia artemisiaefolia. Willd. Sp. IV. p. 375. ☉

Hexandria.

Cocos nucifera L. Lam. ill. gen. t. 894. ♄
„ aculeata. Jacq. amer. Ed. pict. 254. ♄
Elate sylvestris. L. Lam. ill. t. 893. Rhud. 3. t. 22—25. ♄. ♂

Polyandria.

Sagittaria lancifolia. Willd. Sp. IV. p. 408. ♃
„ indica.

Caladium sagittifolium Willd. Arum sagittifolium L. Jacq. hort. t. 157. ♃
„ esculentum. Willd. Rhumph. 5. t. 100. f. 4. ♃. ♁

Monadelphia.

Areca oleracea. Jacq. amer. p. 178. t. 170. ♄
Phyllanthus Niruri. Willd. Rhud. 10. t. 15. ☉
Jatropha Manihot. Linn. ♁
„ gossypifolia. L. Comm. hort. I. p. 17. t. 9. ♃
„ Curcas. L, Ruiz et Pavon. ♄
„ hastata. Pl. amer. pict. 263. f. 82. ♃
Hura crepitans. L. Lam. ill. t. 793. ♄. ♁
Hippomane Mancinella. L. Jacq. amer. Ed. pict. t. 238. ♃
Acalypha carensis. Willd. Jacq. amer. ed. pict. 240. ♃
Dalechampia Scandens. Willd. Jacq. amer. Ed. pict. 239. D. villosa. Lam.

Classis XXI.

DIOECIA.

Diandria.

Cecropia peltata. Lam. ill. gen. f. 800. ♄

Tetrandria.

Batis maritima. Lam. ill. gen t. 806. ♄

Hexandria.

Smilax havannensis. Jacq. amer. 262. t. 119. t. 102. ♄
Dioscorea alata. Willd. Rhud. 7. t. 58. ♃. ♁
„ varietas, caulibus rubris. ♁
„ sativa. Willd. Rhumph. 5. t. 180. ♃. ♁

Artocarpus incisa. Tussac. Flo. Ant. Vol. 2. t. 1. ♄. ♂
„ integrifolia. Rhud. 3. t. 26. 27. ♄. ♂.

CRYPTOGAMIA.

Lycopodium selago.
„ cernuum.

Filices.

Mertensia furcata.
„ pectinata.
Anemia hirta.
Acrostichum aureum.
Hemionitis dealbata.
Grammitis lanceolata.
„ elongata.
Polypodium phyllitidis.
„ angustifolium.
„ serpens.
„ tenuifolium.
„ incanum.
Aspidium exaltatum.
„ semicostatum.
„ trifoliatum.
„ „ varietas pinnata.
„ molle.
„ patens.
Lomaria lineata.
Pteris lunulata.
Blechnum occidentale.
Adiantum tenerum.
„ cristatum.
Cheilanthes tenuifolia.
Davallia dumosa.

Davallia arborescens.
Cyathea commutata.
„ arborea.
Usnea sp.

Neue Pflanzen haben sich theils unter den Herbarien, theils aus Saamen und unter den lebend zurückgebrachten etwa 12 Species vorgefunden, worunter sich von denen, die hier geblüht haben, folgende am meisten auszeichnen. Eine neue Erethrina, mit vielen purpurfarbigen Blüthen, kreuzweise stehenden, mit brauner Wolle bedeckten, Blüthentrauben und dornenlosem Stamme. Dieser etwa 20 Fuß hohe Baum, wovon ich nur ein einziges Exemplar ohnweit der Capstadt gefunden habe, war zur Zeit der Blüthen blätterlos, aber so häufig mit Blüthen bedeckt, daß derselbe in geringer Entfernung einem rothen Scharlache glich; da keine jungen Setzlinge zu bekommen waren, so habe ich in eine mit Erde gefüllte Kiste ein Paar starke Aeste gepflanzt, die schnell Wurzel geschlagen und nicht nur die Reise vollkommen überstanden, sondern hier gleich das erste Jahr geblüht haben und von Herrn v. Jacquin für neu erklärt wurden. Ferner blühte hier eine neue Species von Caladium mit fensterartig ausgespannt-transparenten Blättern, ein sehr schönes ausgezeichnetes Knollengewächse, welches jährlich einzieht; ich habe es in einem vorläufigen Bericht meiner Reise in der Regensburger botanischen Zeitung Caladium fenestratum genannt. Dann blühte hier eine neue Species von dem Geschlechte Bursera, ebenfalls aus eingepflanzten starken Baumästen, übrigens mit unbedeutenden weißen Blüthen*). Ferner habe ich auf den Kalkgebirgen von Gonayves eine neue Species von Agave gefunden, die sich durch ihren viel kleinern Bau und

*) Das Einpflanzen solcher Baumäste empfehle ich jedem, der Transporte lebender Pflanzen nach Europa zurückführt.

durch die aufrechte Stellung der Blätter, vorzüglich aber durch einen aus vielen Aesten zusammengesetzten und bei 12 Fuß hohen Blumenschaft auszeichnet, der häufig mit feuerfarbigen Blumen besetzt ist; gruppenweise vorkommend gewähren letztere einen schönen Anblick, um so mehr es eine ungewöhnliche Erscheinung ist, da bekanntlich die Agave americana eine schmutzig gelbe Blüthe hat.

Unter den lebend zurückgebrachten Pflanzen befinden sich folgende ausgezeichnete Gattungen:

Areca oleracea.	Palmen.
Elais guienensis.	
Elate silvestris.	
Cocus nucifera.	

Cyathea commutata.
Rhizophora Mangle.
Clusea rosea.
Lagetta linteraria.
Sagittaria lancifolia.
Artocarpus incisa.
Laurus persea.
Mammea americana,

und einige unbestimmte Arten.

Auch habe ich zu bemerken, daß ich in der Bai von Fortroyal eine ungeheure Menge muschelartig geformter Saamen schwimmend gefunden habe; es sind davon mehrere hier angebaute aufgegangen, es entstanden daraus rankige Gewächse mit lanzettförmigen Blättern, die aber nach Kurzem zurückgegangen sind. Aehnliche Gewächse sind mir auf Hayti nirgends zu Gesichte gekommen. Es dürften daher diese Pflanzen dem Meeresgrunde angehören, der in den Buchten eben nicht sehr tief liegt.

Uebersicht sämmtlicher für das kaiserl. Naturalienkabinet und den kaiserl. Hofgarten mitgebrachten Gegenstände:

112 Stück lebender Pflanzen.
140 Verschiedene Arten Sämereien, zum Theil in großer Menge.
1 Pflanzenpaquet.
64 Verschiedene Arten Probehölzer.
39 Stück lebende Thiere.
130 Stück ausgestopfte Vögel von 54 Arten.
55 Stück Fische von 25 verschiedenen Arten.
60 Stück Amphibien.
Insekten von 100 verschiedenen Arten.
40 Crustaceen von 20 Arten.
4 Kisten mit Conchylien, Madreporen, Schwämmen u. s. w.
Verschiedene Mineralien.

Haytische Münzen von Petion, Christoph und Boyer, darunter ein Thaler von Christoph, wovon nur sechs Stücke zur Probe geprägt worden sind.

Das k. k. Antikenkabinet erhielt ein Paar Götzenbilder der Urbewohner von Hayti.